

FRIEDRICH II. VON PREUßEN

# **Antimachiavell**

**(Anti—Machiavel)**

Übersetzung Friedrich v. Oppeln—Bronikowski

Ich glaube, daß die Völker einen ungläubigen, aber rechtschaffenen Fürsten, der für ihr Glück sorgt, mehr lieben werden, als einen strenggläubigen, der ruchlos und böswillig ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen machen die Völker glücklich.

Mut und Gewandtheit finden sich ebensowohl bei den Straßenräubern wie bei den Helden: der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß der Eroberer ein erlauchter Räuber, der gewöhnliche Straßendieb aber ein obskurer Spitzbube ist.

Das Joch der Tyrannei wird nie drückender, als wenn der Tyrann den Schein der Unschuld annehmen will und die Unterdrückung unter dem Mantel des Gesetzes stattfindet.

Es zeigt sich, daß der Fürst nichts weniger ist, als der unumschränkte Gebieter der unter seiner Herrschaft stehenden Völker, sondern nur ihr erster Diener.

**Eugen Diederichs ● Jena 1912**

**Leipzig ● August 2018**



**ANTI-MACHIAVEL,**  
O U  
ESSAI DE CRITIQUE  
SUR LE  
**P R I N C E**  
D E  
**MACHIAVEL,**  
PUBLIE' PAR  
MR. DE VOLTAIRE



*A BRUXELLES,*  
Chez R. FRANCOIS FOPPENS,  
M. DCC. XL.





FRIEDRICH  
DER GROSSE

*Der*

**ANTIMA-  
CHIAVELL**

*Aus dem Französischen  
von Friedrich v. Oppeln-  
Bronikowski*

VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS JENA 1912

Fußnoten mit der Sigle [F2] stammen vom Übersetzer von Oppeln—Bronikowski.

Nicht erläuterte Begriffe, sofern sie für diesen Leserkreis erklärungsbedürftig sind, befinden sich im Dictionnaire [Sachen](#); dazu gibt es noch das Dictionnaire [Personen](#).

Texte in [ ... ] sind vom Herausgeber der Ausgabe 2018

Eine Sammlung von Briefen, Instruktionen, Berichten und Anekdoten Friedrichs unter dem Titel »[Der König](#)« hat Gustav Mendelssohn—Bartholdy um 1900 veröffentlicht. Auf gleichem Weg kann auch die Satire »Prokurator« erreicht werden (heute jedoch bedeutungslos).

Einige Briefe Voltaires an Friedrich sowie ein Bericht über seinen Aufenthalt bei ihm gibt es [hier](#). Weiteres von Voltaire steht [dort](#) bereit und wartet auf seinen Leser.

Die blau unterstrichenen Worte sind sogenannte Links. Man drückt eine der Strg—Tasten und nähert sich mit dem Mauszeiger vorsichtig dem gewünschten Begriff. Der Mauszeiger verwandelt sich in eine Hand — Drücken mit dem Zeigefingerchen — und schwupps ist man an der gewünschten Stelle, gleichgültig, ob in diesem Text oder irgendwo in den Weiten des Internets.

# Inhalt

Einführungen. ....	8
<a href="#">Einleitung</a> _2 des Herausgebers 1912	
Ein <a href="#">Essay</a> Theodor Bernhardts 1864	
Ergänzung des <a href="#">Herausgebers</a> 2018	
<a href="#">Vorwort</a> Voltaires	
<a href="#">Vorrede</a> des Verfassers	
Antimachiavell . . . . .	38
<a href="#">1. Kapitel</a>	
<a href="#">5. Kapitel</a>	
<a href="#">10. Kapitel</a>	
<a href="#">15. Kapitel</a>	
<a href="#">20. Kapitel</a>	
<a href="#">25. Kapitel</a>	
Stichwortverzeichnis . . . . .	104

# **Einführungen**



## Einleitung\_2 des Herausgebers 1912

**F**riedrich der Große schrieb seinen »Antimachiavell« 1739 kurz vor seiner Thronbesteigung und übersandte ihn Voltaire zur Durchfeilung und Veröffentlichung. Kurz darauf (16. Mai 1740) starb sein Vater; Voltaire machte den jungen König auf einige Stellen aufmerksam, die bei gewissen Mächten Anstoß erregen konnten [könnten], und erhielt von ihm die Erlaubnis, sie zu streichen. Schon im September 1740 erschien das Buch bei Van Düren im Haag unter dem Titel »L' Antimachiavel, ou Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et politiques« (XXXII + 342 Seiten) in gespaltendem Druck <sup>1</sup>, mit Gegenüberstellung des »Fürstenspiegels <sup>2</sup>« in der Übersetzung von Amelot de la Houssaye (Amsterdam 1683), die in zahlreichen Anmerkungen Parallelen aus Tacitus und Erklärungen beibrachte. Das Buch erlebte sofort drei Auflagen. — Eine gleichzeitige, identische Ausgabe erschien in London bei Wilhelm Meyer (XXIV + 342 Seiten). Beide Ausgaben tragen die Jahreszahl 1741.

Die Kühnheit der Gedanken und der Sprache bewog Voltaire sofort, eine abgemilderte Ausgabe (II. Fassung) im Haag zu veranstalten, die den Titel trug: »Antimachiavel, ou Essai de Critique sur le Prince de Machiavel, publié par M. de Voltaire« (XVI + 194 Seiten). Sie erschien ohne Namen des Verlegers mit der Jahreszahl 1740 und einem Avis de l'éditeur, worin die Van Dürensche und die Meyersche Ausgabe desavouiert werden. Das Publikum hielt sich trotzdem an die erste freiere Fassung. Ein Nachdruck davon erschien in Kopenhagen bei Jakob Preuß (XVI + 215 Seiten) ebenfalls mit der Jahreszahl 1740, doch ohne den genannten Avis. Auch diese Ausgabe erschien mit der Übersetzung des »Fürstenspiegels« von Amelot de la Houssaye. Der König war mit beiden Redaktionen unzufrieden, verlangte, daß Voltaire sie in den Zeitungen desavouierte [desavouiere], und stellte eine neue exakte Ausgabe in Aussicht, die aber nicht erschienen ist. Auch die Ablehnungen in den Zeitungen fanden nie statt, und so erschien das Buch denn in der ersten Gestalt (I. Fassung) im zweiten Bande der »Œuvres de Frédéric II., roi de Prusse, publiés du vivant de l'Auteur« in Berlin (1789).

Die verständige Maßregel Voltaires, den Antimachiavell mit dem »Fürstenspiegel« zusammen zu drucken, ist in dieser und den späteren Ausgaben leider nicht nachgeahmt worden, obwohl die Kritik Friedrichs des Großen, die den »Fürstenspiegel« Kapitel für Kapitel durchgeht, ohne eine solche Gegenüberstellung in der Luft schwebt. In der vorliegenden Ausgabe sind beide Texte endlich wieder vereinigt worden <sup>3</sup>.

1795 erschien in Berlin bei Voß eine gute anonyme Verdeutschung des Werkes in einem Bande moralischer Schriften des Königs. Sie ist der vorliegenden Verdeutschung zugrunde gelegt worden und im Ausdruck nur etwas erneuert und geglättet, um dem klaren, leichtfüßigen Stil des französischen Originals möglichst nahe zu kommen.

---

1 Zweispaltig

2 Damit ist Machiavellis »Der Fürst« gemeint

3 Machiavellis Werk separat auf dieser Internetseite

Die Originalmanuskripte Friedrichs des Großen, welche die Grundlage der — nie veranstalteten — exakten Ausgabe bilden sollten, befinden sich im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin; sie enthalten eine sehr veränderte Fassung, in der Kapitel II fehlt. Diese »Réfutation du Prince de Machiavel« (so lautete der ursprüngliche Titel) ist 1848 im VIII. Bande der Akademie—Ausgabe der Werke Friedrichs des Großen in Berlin bei Rudolf Decker erschienen. Sie ist in der vorliegenden Verdeutschung nicht benutzt worden; denn das Buch, das man bis 1848 gelesen, kommentiert und übersetzt hat, ist die von Voltaire besorgte Haager Ausgabe in ihren zwei Fassungen, die als solche stets die Suprematie behalten wird.

In der vorliegenden Verdeutschung ist nur der Anfang der Voltaireschen Vorrede wiedergegeben, insoweit sie sich auf den Autor bezieht. Der Rest, eine Polemik gegen Amelot de la Houssaye, ist fortgelassen, ebenso dessen Einleitung zu seiner französischen Übersetzung des »Fürstenspiegels« und sein Widmungsbrief. Die wichtigsten Varianten zwischen beiden Fassungen sind im Text dieser Verdeutschung angegeben. Die zweite besitzt einige Zusätze neben mehreren unterdrückten Ausfällen gegen die deutschen Duodezfürsten, das Papsttum, die unmäßige Jagdpassion usw.

Friedrich der Große hat seinen »Antimachiavell« als prinzipielle Widerlegung des »Fürstenspiegels« geschrieben. Nicht selten merkt man die Absicht, so wenn er Machiavelli wegen seiner Lobsprüche auf Leo X. tadelt, die bei dem Zweck des »Fürstenspiegels« und seiner Entstehung unter dem Pontifikate Leos doch so nahe lagen. Um so seltner tritt der gekrönte Kritiker seinem Gegner bei, und nur zweimal (S. 152, 163 [ ... ]) erhebt er sich zu einer historischen Würdigung des Zeitalters, für das der Fürstenspiegel bestimmt war, und auch das nur, um mit dem Zeitalter das Buch zu verdammen. Im allgemeinen jedoch schiebt er Machiavell das als persönliche Verworfenheit und Bosheit zu, was seiner ganzen Zeit das Gepräge gibt, und betrachtet ihn nicht einmal als den Exponenten dieser Zeit, ja er verweist die Erklärung, Machiavell habe vielmehr beschrieben, was die Fürsten tun, als was sie tun sollen, ins Reich der Satire. An Stelle jeder historischen Gerechtigkeit finden wir stets nur die heftigste Polemik gegen den tiefen Lügengeist und die brutale Gewaltpolitik des Italieners.

Diese Einseitigkeit ist berechtigt bei einem, der keine gelehrte Untersuchung führen wollte, sondern den »Fürstenspiegel« mit den Augen eines zum Handeln Bestimmten betrachtete und dessen Motive fast durchweg verurteilen mußte. Erfüllt von den neuen Menschheitsträumen der Aufklärungszeit, für die im bluttriefenden Cinquecento <sup>1</sup> kein Platz gewesen wäre, maß er jenes Zeitalter und jenes Buch an seinen Tugendidealen und setzte der Praxis Machiavells eine neue Ideologie entgegen. Er verstand Machiavell nicht und wollte ihn nicht verstehen; er ignorierte sogar dessen übrige Schriften; aber seine Gegenschrift enthüllt uns in herrlicher Weise das philosophisch geläuterte Regierungsprogramm des größten Preußenkönigs und des größten Monarchen seiner Zeit. Ist der Antimachiavell ein Zerrbild Machiavells, so ist er zugleich das schönste Selbstporträt des Rheinsberger <sup>2</sup> Philosophen. Ist er un-

---

1 Cinquecento - das 16. Jahrhundert

2 Rheinsberg - Schloß Rheinsberg war der Sitz Friedrichs als Kronprinz

historisch und in den Ideen seiner Zeit befangen, so kommen diese Ideen auf der düstern Folie des Cinquecento zu einem um so leuchtenderen Ausdruck. Hier, wie schon in seiner ersten politischen Abhandlung <sup>1</sup>, taucht zum erstenmal der neue Gedanke auf, daß der Fürst nur der erste Diener seines Staates sei. Während Machiavell nur die rücksichtslose Ausnützung des Glücks und der Macht kennt, finden wir bei Friedrich dem Großen vor allem die Begriffe der Gerechtigkeit, der Pflicht und der Menschlichkeit, sehen wir dem verachteten Usurpator <sup>2</sup> das Prinzip der Legitimität, dem blutigen Cesare Borgia den gekrönten Weltweisen Mark Aurel entgegengestellt. Kurz, in Form einer Polemik entwickelt Friedrich der Große eine neue Staatslehre, die von der gleichen welthistorischen Bedeutung ist wie die, welche er verurteilt, ja die mehr und mehr den Machiavellismus abgelöst hat, die uns Heutigen viel näher steht und uns sicherlich viel sympathischer erscheint. Der Antimachiavell ist der nordisch—protestantische Gegenschlag der Aufklärungszeit gegen die südländisch—katholische Herrschaftsidee der Renaissance, von der gleichen politischen Tragweite wie diese und ihr einziges würdiges Gegenstück.

In zwei Dingen aber stimmt der alte erfahrene Staatsmann mit dem jungen Kronprinzen am Vorabend seiner heroischen Laufbahn völlig überein: einmal in der heißen Liebe zu seinem Volke und in dem Suchen nach den besten Mitteln, wie dieses zu beglücken sei — mögen ihre Grundsätze und die Wahl dieser Mittel auch himmelweit verschieden sein — und das andre Mal darin, daß beide die Fürsten ihres Nimbus entkleiden und in ihnen auch nur Menschen mit ihren Schwächen und Unzulänglichkeiten sehen; Friedrich, weil er das Humanitätsideal über die Fürstenwürde stellte, der Florentiner, weil er das Menschliche, Allzumenschliche in den Fürsten aus Erfahrung kannte,

Che temprando lo scettro a' regna tori  
 Gli allôr ne sfronda ed alle genti svela,  
 Di che lagrime grondi, e di che sangue <sup>3</sup>.

Übrigens sollte die Praxis seines Heldenlebens den großen König noch häufig genug zur Annäherung an den Standpunkt, des alten Realpolitikers zwingen und seine Jugendträume eben so oft widerlegen, wie er den kalten Realismus Machiavells widerlegt hatte. Zwar hat er die Grundgedanken seiner Lehre stets unerschütterlich festgehalten, stets als erster Diener seines Staates gehandelt, stets in eiserner Pflichterfüllung seines schweren Amtes gewaltet, stets die Gerechtigkeit als die Grundlage des Staatslebens betrachtet und der Rechtspflege bis in sein höchstes Alter hinein die allergrößte Sorgfalt gewidmet, ja seinem Volke ein Gesetzbuch geschenkt, das durch alle Staatsumwälzungen hindurch bis an die Schwelle der Gegenwart sich erhalten hat.

---

1 »*Considérations sur l'Etat actuel du Corps politique de l'Europe*«, geschrieben 1738, zuerst gedruckt in den *Œuvres posthumes*, Berlin 1788, Bd. VI. [F2]

2 Usurpator - Thronräuber; einer, der widerrechtlich die Staatsgewalt an sich reißt

3 Weil er vom Herrscherstab der Fürsten weise  
 Den Lorbeer streifte und der Welt enthüllte,  
 Von wieviel Tränen er und Blute triefte.

Ugo Foscolo. [F2]

In der Praxis aber ist er oft genug zum Realpolitiker geworden, hat er alle ihm zu Gebote stehenden Machtmittel zur Erreichung seiner Pläne rücksichtslos ausgenutzt, ist er namentlich in der auswärtigen Politik auf den Wegen Machiavells gewandelt. Zeller meint sogar, daß der Antimachiavell seine Regierungsart überhaupt nicht beeinflußt habe.

»Wird man doch weder in seiner Staatsleitung noch in seinen politischen Grundsätzen etwas von dem vermissen, worauf die Überlegenheit einer gesunden Realpolitik allem liberalen oder konservativen, radikalen oder legitimistischen Doktrinarismus gegenüber beruht<sup>1</sup>.«

Nach seinem eignen Geständnis war es der an Machiavells Fürsten gebrandmarkte Ehrgeiz, der den jungen tatenfrohen Preußenkönig in den ersten schlesischen Krieg trieb, den man nicht ohne weiteres als einen der »gerechten Kriege« bezeichnen kann, die der Verfasser des »Antimachiavell« allein den Staatslenkern erlaubt. Die Ansprüche Preußens an Schlesien waren nicht so einwandfrei, und die schließliche Beute war größer als der erste Anspruch; und dieser Krieg riß in der Folge die junge preußische Monarchie in langjährige blutige Kämpfe, ja, an den Rand des Verderbens, und legte dem ganzen Volke die härtesten Opfer an Gut und Blut auf. Auch hier ließ der König Macht vor Recht gehen, und auch hier war die Weltgeschichte das Weltgericht. Aus dem glorreichen Ringen um Macht ging Preußen gestärkt und mit neuem Glanze hervor; und nun erst konnte Friedrich zu dem antimachiavellistischen Teil seines Programms, zur Pflege friedlicher Künste zurückkehren, um in der Polnischen Teilung abermals unbesorgt auf den Spuren des Machiavellistischen Imperialismus zu wandeln.

Machiavelli war von einem gesunden psychologischen Pessimismus ausgegangen, der in seinem Zeitalter nur zu berechtigt war. Er schwankt zwar gelegentlich, wie sein königlicher Kritiker es ihm vorwirft, indem er die Menschen bald als durchweg böse und eigennützig ansieht, so daß der Gerechte sich unter ihnen nicht erhalten kann, bald auch als dumm und dem Augenblick versklavt, so daß der Kluge und Energische sie zu betrügen und zu überumpeln vermag. Er traut den Menschen bald jede Niedertracht zu und nimmt bald ihre Treue und Dankbarkeit in Schutz. Trotzdem kann man behaupten, daß Friedrich der Große als Monarch ein radikalerer Menschenverächter geworden ist, als der von ihm gescholtene Machiavelli. Schon 1741 schreibt ihm Voltaire: »Ich fürchte, Sie werden dazu gelangen, die Menschen zu sehr zu verachten.« Und der König schreibt während des Siebenjährigen Krieges: »Trotz aller Philosophenschulen wird der Mensch die Schlimmste Bestie bleiben.« Kant hat uns das Wort überliefert, das Friedrich zu einem der deutschen Aufklärer sprach: »Sie kennen die verwünschte Rasse nicht, zu der wir gehören.« Aus einem Schüler des Wolfschen Dogmatismus war Friedrich zu einem radikalen Skeptiker geworden. Zahlreiche Anekdoten bezeugen seine Verachtung für die »Kanaille«, die seine Siege erfocht, und die der große Schlachtenlenker schonungslos einsetzte, wo es der höhere Zweck, die Staatsräson, erforderte. Er hätte Machiavell am Ende seines Lebens also manches abzubitten gehabt.

<sup>1</sup> Burd, S. XXVI.

Die allgemeinen Ideen seines Werkes werden die Zeiten überdauern, so gut wie die des »Fürstenspiegels«, mit denen sie sich im Praktischen so oft begegnen. Im Einzelnen freilich sind beide der Geschichte anheimgefallen. Der aufgeklärte Despotismus ist von der politischen Bildfläche verschwunden, so gut wie die Gewaltherrschaft des Cinquecento; und wenn Friedrich II. über die politischen und militärischen Zustände im Zeitalter Machiavells lächelte, so liegt das *ancien régime*<sup>1</sup> uns heute ebenso fern. Wir treten dem genialen Gedanken Machiavells von der Überlegenheit eines Volksheeres ohne weiteres bei und lächeln über Friedrichs Optimismus, daß die »Mode der Revolutionen« endgültig vorüber sei, daß die politischen Attentate nicht mehr wiederkehren würden, daß Frankreichs Thron unerschütterlicher denn je dastände usw.

Die schöpferischen und ewigen Gedanken beider Geister, die nach diesen zeitlichen Abstrichen übrig bleiben, sind noch groß genug, und wir erkennen, daß der Zweite, der nur ein Gegner des Ersten zu sein scheint, sich in Wahrheit auf ihm aufbaut.

F. v. O. Br.

---

<sup>1</sup> *ancien régime* - alte, nicht mehr zeitgemäße Regierungsform und Gesellschaftsordnung,

## Ein Essay Theodor Bernhardts 1864

**M**ehr denn zwei Jahrhunderte waren verflossen, seitdem der florentinische Republikaner der Welt das Bild seines Fürsten entgegengehalten hatte, da trat der älteste Sohn aus einem Herrscherhause, das den absolutistischen Traditionen völlig ergeben war, mit scharfer Kritik an das Werk Machiavellis heran. In der Tat eine prophetische Stimme, welche, wie von dunklem Zuge der Ahnung geleitet, Europa verkündete, daß der Absolutismus im Begriff stehe, über sich selbst hinausgehend in seinen Gegensatz umzuschlagen, daß die Entwicklung der Staaten Europas an der Schwelle des Zeitalters der Revolutionen angelangt sei, dem sich vor allem die Aufgabe stellte, die von dem Absolutismus völlig verdrängte Idee der Menschenwürde wieder zu ihrem Rechte zu führen.

Der Verfasser des Antimachiavelli, dem ich eine solche divinatorische Bedeutung beigemessen habe, ist Friedrich, der Kronprinz von Preußen, dem als Herrscher Mit— und Nachwelt bereitwillig den Namen des Großen, ja des Einzigen beigelegt haben.

Friedrich schrieb diese Kritik Machiavellis zu einer Zeit, in welcher seine Thronbesteigung nahe bevorstand. Die früheren Jugendjahre des Kronprinzen mit ihrem bunten Wechsel, ihren mannigfaltigen Eindrücken lagen hinter ihm. In dem Zusammenstoße mit dem harten und beschränkten Sinne seines Vaters, in der schweren Schule, welche er hatte durchmachen müssen, ehe er Verzeihung für jugendliche Ausschreitungen und seine frühere Stellung in der königlichen Familie völlig wieder erlangte, war der neben zarter Empfindsamkeit und reizbarer Weiche in seiner Natur schlummernde Keim unbeugsamer Strenge, unüberwindlicher Kraft zur Reife gelangt und gestählt und so in dem künftigen Beherrscher Preußens die vor allen Dingen für ihn notwendige Unerschrockenheit des Mutes, Beharrlichkeit des Willens und zähe Widerstandsfähigkeit des ganzen Wesens geweckt worden.

Das Herz Friedrich Wilhelms I. hatte der Kronprinz völlig wiedergewonnen, seitdem er Interesse für das Heer, Pünktlichkeit in seiner militärischen Führung, persönliche Bravour bewiesen. Als gehorsamer Sohn war er dann auch hinsichtlich seiner Vermählung den Wünschen seines Vaters fügsam gewesen. Bis zur Schließung des Ehebundes reichte das väterliche Machtgebot, darüber hinaus wußte Friedrich sich die Freiheit seiner Individualität zu erhalten.

Elisabeth Christine von Braunschweig—Bevern vermochte ihn weder körperlich noch geistig zu fesseln. Wie ihrer äußeren Erscheinung Anmut und Reiz fehlte, so ihrem Geiste Leben und Beweglichkeit. Friedrich konnte daher nur Achtung hegen, wo er hätte Liebe empfinden sollen; dem braven, rechtschaffenen und christlichen Sinn seiner Gemahlin, ihren von echter Weiblichkeit getragenen Bemühungen, auch auf seine geistigen Interessen einzugehen, hat er niemals unterlassen volle Anerkennung zu zollen. Allein mehr als dieses gemessene Gefühl hat sie ihm nicht abzurufen vermocht. Wie sie

Sanssouci, den Ort, wo Friedrich immer nur Mensch gewesen ist, nie betreten hat, so verband beide Gatten kein tieferes wahrhaft menschliches Verhältnis.

Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, wie unendlich bedeutsam gerade für Friedrich der Einfluß einer Frau, zu der ihn Liebe und Verehrung geführt, hätte werden müssen? Mit dem Vater wird man wegen seines Verfahrens in dieser Angelegenheit nicht rechten dürfen. Überall kleinbürgerlich und von beschränkter Anschauung, mußte ihm eine Ehe völlig ihren Zweck zu erfüllen scheinen, wenn sie in den Grenzen ruhiger Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit sich bewegte. Und dazu bedurfte es ja nicht des unwiderstehlichen Zuges der Person zu der Person, nicht einer das innerste Wesen ergreife

Auch hier begegnen wir dem überall vorhandenen Gegensatze zwischen Vater und Sohn. Der letztere stand in keinem Punkte auf dem Boden der gewöhnlichen bürgerlichen Ansichten, überall drängte sich vielmehr bei ihm die schlechterdings eigenartige Individualität hervor. Und gerade für solche Naturen ist weiblicher Einfluß, hat er einmal Boden gewonnen, von unberechenbarer Folge. — Es finden diese Dinge deshalb in vorliegendem Zusammenhange eine Erwähnung, weil nur aus ihnen gelegentliche Äußerungen Friedrichs über die Frauen, welche eine nicht eben hohe Anschauungsweise bekundeten <sup>1</sup>, erklärbar werden.

Hierin berührt sich also der Kritiker mit Machiavelli. Wenn indes bei diesem letzteren gerade davon eine Bestätigung für die Behauptung entnommen wurde, daß seine Lebensanschauung eines tieferen ethischen Grundes entbehrte, so wird dies wegen der eben berührten Verhältnisse keineswegs auch hinsichtlich Friedrichs gelten können.

Ohne Zweifel ist der Aufenthalt in Rheinsberg derjenige Zeitraum in Friedrichs Leben, in welchem es am augenfälligsten zu Tage kommt, daß das weibliche Element in ihm fehlt <sup>2</sup>. Denn hier, wo man vor allem dem Schönen huldigte, hätte dasselbe ganz besonders seine Stelle gefunden, dem ganzen aber auch erst die reinere Weihe verliehen und namentlich den dasselbe durchdringenden Zug scharfer Ironie und Satire gemildert <sup>3</sup>.

Jedenfalls aber stand das Rheinsberger Schloß unter den fürstlichen Hofhaltungen jener Tage ohne Beispiel da. Eine Fülle des Genießens umgab die dort Lebenden; Dichtkunst und Musik wechselten mit dem Schauspiele, das dann seinerseits wieder der ernstesten Erörterung über die tiefsten Fragen unseres Daseins, die letzten Gründe der geistigen und sittlichen Natur des Menschen das Feld räumte. Vor allen Dingen aber war über das Ganze

---

1 Man vergleiche Friedrichs Briefe an Grumbkow vorn 11., 16. Febr. und 4. September 1732. [F2]

2 Das klingt recht nach Regenbogen, Homoehe und frei wählbarem Geschlecht, also all diesem links—rot—grünem Genderquatsch. Er meint aber, daß er sich für Frauen nicht interessierte. Weil es hier zu weit vom Thema abführt, verweise ich auf Theodor Schieder »Friedrich der Große« Bertelsmann 1983 (?) Auch hatte er bei einem Staatsbesuch in Dresden die schöne Gräfin Orselska mit Interesse gesehen, und zwar nackt. (Eine Aufmerksamkeit August des Starkens.)

3 Sowohl der Herr von Oppeln—Bronikowski als auch der Herr Professor Schieder haben Schiß, die Wahrheit auszusprechen. Hosen voll war, ist und wird immer sein das Charakteristikum der sogenannten Eliten. Man lese über Friedrichs Jugendzeit Thomas Mann »Friedrich und die Große Koalition« aus dem Jahre 1914.

der Reiz völliger Ungebundenheit ausgegossen; hier gab es keine Formen und Schranken, welche den Menschen von dem Menschen trennten, sondern ein jeder bewegte sich fessellos und ungezwungen, wie der Geist ihn trieb, enthüllte alle Tiefen, legte jede geheime Falte seiner Persönlichkeit dar. Eben hierdurch aber kam die reichste Fülle sprudelnden geistigen Lebens, unerschöpflicher Witz in dem Kreise der um Friedrich Versammelten zu Tage, und gerade diese Freiheit des Verkehres verlieh dem Leben auf Rheinsberg seinen Zauber, drückte ihm den Charakter des durchaus einzigartigen auf.



Ein Bild Friedrichs aus dem Jahre 1737

Wenn man sich, vor allem nach Friedrichs Korrespondenz aus jener Zeit, ein Bild von dem Rheinsberger Treiben macht, so kann man leicht durch eines in Erstaunen gesetzt werden. Während der Musik und Dichtkunst gehuldigt, das Schauspiel gepflegt, Metaphysisches diskutiert, vor allem das Pro-



blem der Unsterblichkeit der Seele oder die Frage nach dem Verhältnisse von Freiheit und Notwendigkeit lebhaft erörtert wird, scheinen Politik und Staatskunst nur geringere Aufmerksamkeit zu finden, indes doch gerade sie neben dem Interesse für das Heerwesen dem künftigen Könige von Preußen ganz besonders am Herzen liegen mußten.

Aber für Friedrich traten jene in der Tat nur scheinbar zurück. Daß es diesen Anschein gewann, hing mit dem ganzen Charakter des Rheinsberger Lebens eng zusammen. Zunächst ruft dasselbe ja den Eindruck in uns hervor, daß es vor allem auf den Lebensgenuß abgesehen war; aber dabei unterschied man sich freilich sehr scharf von den meisten anderen, indem man denselben nicht da suchte, wo jene ihn fanden. Indes das Bewußtsein um die sittliche Pflicht der Arbeit hatte so recht keine Stelle in der zu Rheinsberg herrschenden Anschauungsweise; und man fand nun einmal im allgemeinen in dem dortigen Kreise in der Beschäftigung mit Musik, Philosophie und Poesie einen größeren Reiz, als sie Politik und Staatsverwaltung gewährten. Auch bei Friedrich stand namentlich in diesen früheren Jahren, wie es in dem Geiste des Jahrhunderts lag, das Geschichtliche und Politische hinter dem metaphysischen Interesse zurück. Mit um so größerer Achtung wird man daher vor ihm erfüllt, wenn man, wie dies vor allem seine historischen Schriften beweisen, eine eindringende Beschäftigung mit Geschichte und ein tiefes Verständnis derselben bei ihm gewahrt, wenn seine politischen Werke, wie namentlich seine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des Staatenkörpers von Europa, eine scharfe Beobachtung und weitgehende Beherrschung konkreter staatlicher Verhältnisse bekunden.

Diese Betrachtungen über die damalige politische Lage Europas entstammen gleichfalls der Zeit des Rheinsberger Aufenthaltes und geben Zeugnis von der ernsten Arbeit, mit welcher Friedrich seiner künftigen Lebensstellung entgegenhing. Als Ergänzung zu denselben, sofern in ihm die prinzipielle, die ideale Anschauung des Prinzen zu Tage tritt, erscheint der *Antimachiavelli*. Diese Schrift ist ein Ausfluß der philosophisch angelegten Natur Friedrichs, und daher kommt es, daß ihr größter Fehler darin besteht, daß sie, ohne Streben nach geschichtlichem Verständnis und geschichtlicher Würdigung — eine Rücksicht, welche nur ganz gelegentlich zum Vorschein kommt, — in dem »Fürsten« eben auch nur ein System der Herrscherkunst findet. Die Kritik Friedrichs ist daher meist eine mißverständliche; hin und wieder geht dies so weit, daß er einen so ziemlich völlig von ihm selbst geschaffenen Gegner bekämpft.

Die Schrift, welche Friedrich der Große zur Widerlegung des »Principe« von Machiavelli verfaßte, hat ihre eigentümliche Geschichte, die an diesem Orte nicht gänzlich unberücksichtigt bleiben mag.

Der Briefwechsel des Prinzen mit Voltaire zeigt, daß sich Friedrich längere Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt hat. Den Anstoß gab die Lektüre der Voltaireschen »Geschichte des Zeitalters Ludwigs XIV.«, indem Friedrich mit Beziehung auf dieses Buch an den Verfasser desselben schrieb, es habe nur den einen Wunsch in ihm rege gemacht, daß Voltaire Machiavelli nicht den großen Männern seiner Zeit beigezählt haben möge, denn solcher Ehre sei, wie sehr auch geistige Begabung ihn auszeichne, derjenige unwert,

welcher lehre, wie man sein Wort brechen, gewalttätig und ungerecht sein müsse <sup>1</sup>. Voltaire ermangelte nicht, auf Friedrichs Gedanken hinsichtlich Machiavellis einzugehen und auch seinerseits eine Verurteilung der politischen 51J Vrgl. Kant, Anthropologie. Sämtliche Werke, herausgegeben Von Rosenkranz und Schubert. 7. Band. 2. Abth. S.

275. Begl. auch Antimachiavelli 5. Allillmcyvveub Grundsätze des Florentiners auszusprechen <sup>2</sup>. Dann verschwindet der Gegenstand wieder aus dem Briefwechsel beider, abgesehen davon, daß Friedrich noch einmal ganz vorübergehend [beiläufig] Machiavellis Erwähnung tut <sup>3</sup>; und erst fast ein volles Jahr später, am 22. März 1739, schrieb der Kronprinz an Voltaire, er beschäftige sich mit einem Werke über den »Fürsten« des Machiavelli, indes wogten die Ideen über diesen Gegenstand bis jetzt noch völlig gestaltlos in seinem Geiste hin und her. Allein kurze Zeit danach hatte Friedrich schon mit der Ausarbeitung seiner Schrift begonnen, deren leitenden Gedanken er selbst dahin bestimmt, daß er Machiavellis Grundsätze sowohl dadurch zu widerlegen gedenke, daß er den Gegensatz zwischen ihnen und der sittlichen Idee hervorkehre, als auch so, daß er, auf Machiavellis Standpunkt eingehend, aber dessen kurzsichtigen Blick berichtigend, dem angeblichen Interesse der Fürsten den wahren Vorteil derselben entgegenstelle <sup>4</sup>.

Der Brief Friedrichs, welcher diese Mitteilung enthält, ist von einem ganz besonderen Interesse. In der vorangehenden Darlegung über Machiavelli wurde der letzte Grund seiner Maximen in der Ansicht gefunden, die er von den Menschen hegt. Friedrich ergeht sich an dieser Stelle gleichfalls in einem allgemeinen Urteil über das menschliche Geschlecht, und es lautet dasselbe ganz entsprechend der Antwort, die er einmal bei einer späteren Gelegenheit gegeben hat, wo er sagt: »Ach, Sie kennen diese verwünschte Rasse, welcher wir angehören, nicht hinreichend <sup>5</sup>.« Hier ergeht er sich, um den doppelten Weg seiner Widerlegung Machiavellis zu begründen, in dem Ausspruch, man dürfe den Menschen nicht bloß das Bild der Tugend entgegenhalten; denn die meisten bringe man nur durch den Hinweis auf das [ihr] Interesse zu vernunftgemäßem Handeln. Man erkennt sonach hieraus, daß auch in diesem Punkte, ähnlich wie hinsichtlich der Frauen, Friedrichs Urteil sich mit dem Machiavellis nahe berührt, der Prinz kennt die Menschen ebenso genau wie der florentinische Bürger; allein bezüglich dessen, was der letztere dann von dieser ihnen gemeinsamen Grundlage aus aufgestellt hat, entfernt sich Friedrich vielfach sehr weit von ihm.

Die Ausarbeitung der Widerlegungsschrift schritt indessen langsamer voran, als ihr Verfasser erwartet hatte; er fand [sah sich gezwungen,] eine große Literatur über den Florentiner zu bewältigen <sup>6</sup> und konnte nicht vor Anfang November 1739 dem Dichter der »Henriade <sup>7</sup>« die Vollendung seines

- 1 Brief vom 31 März 1738. Vgl. Siècle de Louis XIV. bei Gelegenheit des AMELOT DE LA HOUSSAIE, der den »Principe« übersetzt hat. [F2]
- 2 Voltaire an Friedrich. 20. Mai 1738. [F2]
- 3 Friedrich an Voltaire. 17. Juni 1738. [F2]
- 4 Friedrich an Voltaire. 16. Mai 1739. [F2]
- 5 Vgl. Kant, »Anthropologie«. Sämtliche Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert. 7. Band. 2. Abt. S. 275. Vgl. auch »Antimachiavelli« 5. [F2]
- 6 Friedrich an Voltaire. 26. Juni 1739. [F2]
- 7 Henriade - ein Epos über Heinrich IV. von 1723

Werkes melden. Bei der Veröffentlichung kommt es ihm vor allem auf strenge Wahrung der Anonymität an; allein für den Fall, daß trotzdem seine Urheberschaft bekannt würde, möchte er alles irgendwie Verfängliche vermeiden und bittet daher Voltaire um Durchsicht und Verbesserung namentlich auch rücksichtlich [hinsichtlich] der französischen Ausdrucksweise <sup>1</sup>.

Die Korrespondenz über diese Dinge ging lebhaft hin und her; Voltaire fand manches in dem Antimachiavelli zu gedehnt, schlug Verkürzungen und Änderungen vor und schickte auch den Entwurf einer Vorrede an den Prinzen. Inzwischen aber hatte dessen literarische Muße eine bedeutende Beschränkung erfahren. Seit Anfang des Jahres 1740 war der König Friedrich Wilhelm I. ernstlich erkrankt, der Kronprinz viel von Rheinsberg abwesend und durch tausenderlei Dinge in Anspruch genommen. So schrieb er denn am 26. April an Voltaire, es fehle ihm die Zeit und Sammlung des Geistes, um seinen Antimachiavelli noch einmal durchzuarbeiten, daher überlasse er ihm denselben, völlig überzeugt, daß erst unter seinen Händen sich das Gold aus der Legierung lösen werde. Der lebhafte Wunsch Voltaires, die Schrift veröffentlicht zu sehen, trieb ihn zur Eile an; trotzdem äußerte er in einem Briefe an den Kronprinzen vom Anfang Juni im Hinblick auf die Krankheit des Königs, die fertige Ausgabe des Antimachiavelli werde am Ende den Verfasser der Schrift schon mit der Krone geschmückt finden. Und am sechsten desselben Monats teilte Friedrich Voltaire bereits die Veränderung seiner äußeren Stellung mit.

Die Pflichten und Forderungen der unmittelbaren Staatsleitung ließen natürlich das Interesse an der politischen Doktrin in Friedrichs Seele zurücktreten. Was er als Kronprinz geschrieben, hätte er als König am liebsten der Öffentlichkeit entzogen; und in diesem Sinne schloß er Ende Juni ein Schreiben an Voltaire mit der dringenden Bitte, die ganze Auflage des Antimachiavelli anzukaufen und so zu unterdrücken <sup>2</sup>.

Allein dazu war es bereits zu spät; Johann van Duren, ein Buchhändler im Haag, dem Voltaire das Manuskript überlassen, weigerte sich, dasselbe herauszugeben, und bestand auf Fortsetzung des Druckes. Zwar ließ er sich dazu herbei, jenem unter Klausur das Schriftstück noch einmal zur Durchsicht zu überlassen, wobei denn Voltaire viel tilgte und durch allerhand sinnlose Bemerkungen ersetzte, allein zuletzt doch nicht verhindern konnte, daß eine viele Änderungen enthaltende Ausgabe erschien <sup>3</sup>. Der König war, wie sich denken läßt, mit derselben höchst unzufrieden und teilte Voltaire seine Absicht mit, sie im Namen des Verfassers durch die Zeitungen desavouieren zu lassen und dann unter seinen Augen in Berlin eine neue Edition zu veranstalten <sup>4</sup>.

Inzwischen aber rief die Schrift auch in der Gestalt, wie sie van Duren herausgegeben [hatte], die lebhafteste Teilnahme hervor <sup>5</sup>, und Friedrichs Autorschaft war in kurzer Zeit kein Geheimnis mehr <sup>6</sup>. Für Voltaire kam dies in gewissem Betrachte sehr gelegen, denn er besorgte eben jetzt seinerseits

1 Friedrich an Voltaire. 6. November 1739.

[F2]

2 Friedrich an Voltaire. 24. Juni 1740.

[F2]

3 Voltaire an Friedrich. 20. Juli 1740.

[F2]

4 Friedrich an Voltaire. 7. Oktober 1740.

[F2]

5 Voltaire an Friedrich. 12. Oktober 1740.

[F2]

ebenfalls einen Druck des Antimachiavelli, der auch in dieser Gestalt keineswegs die ursprüngliche Arbeit Friedrichs war; vielmehr hatte Voltaire, wie er selbst an den König schreibt <sup>1</sup>, um der schwachen Geister willen viele der kräftig ausgedrückten Gedanken gemildert. Schon wenige Tage nach Abgang dieses Briefes sendete er dem Könige ein Exemplar seiner Ausgabe zu <sup>2</sup>. Mit Dank für alle Bemühungen Voltaires nahm Friedrich dasselbe entgegen; ihm selbst fehlte jetzt alle Zeit für diese Dinge, denn sein ganzes Interesse nahmen die politischen Verwickelungen, welche mit Karls VI. <sup>3</sup> Tode über Europa hereinzubrechen drohten, in Anspruch <sup>4</sup>; und ehe das Jahr verfloß, stand das preußische Heer in Schlesien, und es hatte sich damit der Knoten geschürzt, dessen Lösung Friedrichs beste Mannesjahre in Anspruch nahm.

So ist jene von dem Könige beabsichtigte Ausgabe des »Antimachiavelli« nicht erfolgt; die van Durensche blieb zunächst die herrschende. In der neuesten offiziellen Sammlung seiner Werke ist sie wieder abgedruckt worden, außerdem aber enthält diese eine aus der Originalschrift Friedrichs zusammengestellte, in der jedoch der zweite Abschnitt fehlt. An diese letztere wird selbstverständlich die folgende Darlegung gewiesen sein.

Friedrich folgt Machiavelli Schritt vor Schritt, begleitet ihn von einem Abschnitte zum anderen <sup>5</sup>, um so dem Gifte überall das Gegengift beizugeben. Sein sittlicher Unwille bricht an sehr vielen Stellen durch, auch da, wo es die Darlegung nicht notwendig mit sich bringt. Für uns kommt es nun vor allem darauf an, die bedeutsamsten Gedanken des Prinzen, d. h. namentlich diejenigen herauszuheben, welche für die Charakterisierung seiner Persönlichkeit einen besonderen Wert haben.

Entsprechend dem Ausgangspunkt, den Machiavelli genommen [hatte], hebt auch die Widerlegungsschrift mit einer Darlegung der Art und Weise an, wie anzunehmen sei, daß Herrschaften entstanden. Hinsichtlich der Unterscheidung der Gattungen derselben, meint Friedrich, sei der Florentiner zu sehr an der Oberfläche stehen geblieben; hätte er die Frage nach dem Ursprung derselben gehörig erwogen, so würde er gefunden haben, daß sich die Menschen anfänglich zur Erhaltung der Ruhe, zur Sicherung des Besitzes, zur Schlichtung von Streitigkeiten, sowie zur Abwehr der von außen kommenden Angriffe selbst einen Herrscher erwählt hätten.

Wir wollen und brauchen nicht in eine Kritik dieser Ansichten Friedrichs einzugehen; die gleiche oder eine ähnliche Annahme ist ja oft laut geworden, ohne freilich für eine historische Betrachtung mehr zu sein als eine abstrakte Vorstellung, der sich, soweit wir dies verfolgen können, die geschichtlichen Verhältnisse nicht fügsam erweisen.

---

6 Voltaire an Friedrich. 17. Oktober 1740, wo einer Ode von Gresset gedacht wird, in welcher Friedrich als Verfasser des Antimachiavelli öffentlich begrüßt wurde; vgl. Preuß, »Friedrich der Große als Schriftsteller«, S. 186. [F2]

1 12. Oktober 1740. [F2]

2 17. Oktober 1740. [F2]

3 Karl VI. - österr. Kurfürst, Kaiser des Deutschen Reiches, Autor der Pragmatischen Sanktion [F2]

4 Am 26. Oktober schreibt Friedrich an Voltaire die für seine und die Zukunft von ganz Europa gewichtigen Worte »l'empereur est mort.« »Der Kaiser ist tot.« [F2]

5 Friedrich an Voltaire. 10. Oktober 1739. [F2]

Für Friedrich hat denn auch diese Konstruktion des Staates zunächst den Zweck, daß damit die von Machiavelli unter Umständen gutgeheißene Usurpation als völlig unberechtigt abgewiesen werde. Denn aus dieser ursprünglichen Entstehungsart des Verhältnisses von Fürsten und Untertanen folgert er, daß die Aufgabe der ersteren vor allem in der Pflege der Gerechtigkeit und des Volkswohles bestehe, indem der Herrscher hiernach weit davon entfernt, absoluter Herr der von ihm Regierten zu sein, nur als deren erster Diener, als das Werkzeug ihres Glückes anzusehen sei. Freilich fügt Friedrich hier ohne rechte logische Verbindung hinzu, das Volk aber bilde umgekehrt für den regierenden das Mittel seines Ruhmes. Dies letztere läßt dann natürlich nach der entgegengesetzten Seite weiten Spielraum und beeinträchtigt nicht nur entschieden den Wert der obigen Sätze, sondern kann sie unter Umständen zu vollkommen bedeutungslosen machen.

Diesem Zusätze entspricht es völlig, wenn Friedrich, nachdem er die Usurpation als Weg zur Erlangung einer Herrschaft, weil nicht vor allem auf Gerechtigkeit und Volkswohl gerichtet, schlechthin verworfen, drei Arten der legitimen Erwerbung eines Fürstentums aufstellt, nämlich außer der Erbfolge und der Wahl durch das Volk die in Folge eines aus gerechten Gründen unternommenen Krieges <sup>1</sup>.

Was er unter diesem letzteren verstehe, führt er am Ende seiner Schrift aus. Natürlich kann es sich hier nicht um einen Verteidigungskampf handeln, der unter allen Umständen gerechtfertigt ist, sondern nur um einen Angriffskrieg. Seine Darlegung hierüber leitet Friedrich mit dem schönen, aber unfruchtbaren Gedanken ein, wie wohl es um die Welt stünde, wenn zur Ausgleichung der internationalen Streitigkeiten nur der Weg der Verhandlungen gelte, verknüpft hiermit vieles beherzigenswerte über die Leiden und Schrecken eines Krieges und ermahnt den Herrscher, hinsichtlich des Letzteren vor allem behutsam zu handeln; denn er könne nicht genug mit dem Leben seines Staatsangehörigen geizen, die er keineswegs als Sklaven, sondern als Seinesgleichen, ja in einigem Betrachte als seine Herren anzusehen habe. Allein gleichwohl erachtet er unter gewissen Verhältnissen den Angriffskrieg für geboten und gerechtfertigt; er hat für denselben alsdann eine eigene Bezeichnung, nennt ihn Vorsichtskrieg (*GUERRE DE PRÉCAUTION*). Die genauere Schilderung der Bedingungen und näheren Umstände eines solchen bietet nun vor allen Dingen das Interesse dar, daß sie zeigt, wie Friedrich, als er später, unmittelbar vor dem Ausbruch des letzten entscheidenden Kampfes mit Österreich in einer dieser Darlegung entsprechenden Lage sich befand, völlig übereinstimmend mit den hier entwickelten Grundsätzen gehandelt hat <sup>2</sup>.

Im allgemeinen aber erklärt sich Friedrich gegen Eroberungen und meint, es möge wohl in Machiavellis Zeitalter die Behauptung gerechtfertigt gewesen sein, daß das Begehren, Eroberungen zu machen, in der Natur des Menschen begründet sei; allein in seiner Zeit stehe es anders, in ihr gelte es vor allem, zu erhalten, was man besitze, oder es auf gesetzlichem Wege zu vermehren <sup>3</sup>.

---

1 Antimachiavelli 1.  
2 Antimachiavelli 26.  
3 Antimachiavelli 3.

[F2]  
[F2]  
[F2]

Hier wird man sich billig wundern müssen, daß Friedrich in einer Kritik Machiavellis dasjenige geltend macht, was seinem Zeitalter, wie er meint, eigentümlich ist, was in ihm als eine berechnete Forderung erscheint; ein billiger [gerechter] Beurteiler hätte seinen Tadel doch nur auf solche Wahrheiten stützen dürfen, denen als allgemein menschlichen jeder Zeit die gleiche Geltung eignet [zubilligt]. Indessen muß man sich andererseits vergegenwärtigen, daß die Widerlegung Friedrichs zunächst zwar der geschichtlichen Persönlichkeit Machiavellis gilt, im Grunde aber doch aus den Machiavelli berechnet ist, der in den Herrschern der nachmachievellistischen Jahrhunderte zu Tage gekommen ist und auch in Friedrichs Zeit in großen und kleinen Souveränen hervortrat.

Daß es sich ihm allerdings letztlich um diesen handelt, erkennt man unter anderem deutlich darin, wenn Friedrich in langer Auseinandersetzung das Verhängnisvolle und Unselige schildert, was unbegrenzter Ehrgeiz wie für den Privatmann so namentlich für den Herrscher mit sich führe. Gerade diesen aber habe Machiavelli gestachelt [angespornt], und noch dazu in der treulosesten und verhängnisreichsten Weise, indem er nur von solchen rede, denen ihre Ruhmbegierde zum Glücke ausgeschlagen, nicht aber auch derer gedanke, welche sie in das Verderben hineingezogen habe <sup>1</sup>.

Übrigens ist Friedrich der Ansicht, daß der Florentiner eben in diesen Aufstellungen und den zu ihrer Erhärtung gewählten Beispielen für den tiefer Blickenden keineswegs die volle Wahrheit enthülle; denn wenn auch derjenige, den Ehrgeiz zu Eroberungen angetrieben und der damit unsägliches Unglück über die Welt gebracht [habe], äußerlich vom Glücke begleitet gewesen [sei], so werde ihm doch nie das Urteil des eigenen Gewissens, nicht das quälende Gefühl gefehlt haben, für alle ein Gegenstand des Hasses zu sein <sup>2</sup>.

Für Friedrich gibt es nun aber auch außer der Eroberung noch einen Weg, eine Herrschaft zu verstärken; und da Machiavelli nur dem ersteren Aufmerksamkeit geschenkt hat, so sieht er sich veranlaßt, den zweiten etwas näher zu besprechen. Selbstverständlich ist es der einer Steigerung der inneren Kraft eines Staates, die natürlich mittelbar eine Erhöhung der Macht des Fürsten in sich schließt. Blüte des Ackerbaus, des Handels und der Industrie soll also der Herrscher anstreben, und als die schönsten Früchte seiner Bemühung werden dann Kunst und Wissenschaft erscheinen, deren reichere Entfaltung Friedrich als das sprechendste Zeugnis für den glücklichen Zustand eines Landes ansieht <sup>3</sup>.

Wenn nun auch der »Antimachiavelli« eine Eroberungspolitik, die nur um ihrer selbst willen auftritt, als gar nicht berechnete ansieht, so geht der Verfasser desselben dennoch, teils um das Widersinnige und sich selbst Widersprechende der dahin gehörigen Ausführungen Machiavellis darzutun, teils um zu zeigen, zu wie bedenklichen sittlichen Folgerungen dieselben führten, näher auf den Gegenstand ein. Freilich wird man hin und wieder über das wunderliche Raisonement, das Friedrich eben hier anstellt, erstaunen. Wenn er geltend macht, daß neu erobertes Land keineswegs immer die Lage der

---

1 Antimachiavelli 6.

[F2]

2 Antimachiavelli 8.

[F2]

3 Antimachiavelli 21.

[F2]

früheren Besitzungen eines Fürsten verbessere, so wird man ihm hierin allerdings bereitwillig beistimmen; ebenso liegt eine tiefe Wahrheit darin, daß die Bahn der Eroberung, wenn sie einmal mit Glück betreten worden, wie mit magischer Gewalt an sich fessele, daß der völlig zügellose Ehrgeiz keine Grenze mehr kenne und so zuletzt sich selbst vernichte, seinen Weg aber durch die Spuren entsetzlichen Elends und Unglücks, das über Tausende hereingebrochen, kenntlich mache.



Friedrich II. im Jahr vor seiner Thronbesteigung

Allein diese Erwägungen erscheinen gleichwohl hier als planlose, weil sie schlechterdings keine Anwendung auf Machiavelli leiden [zulassen], der an keiner Stelle seinem Fürsten das Utopien einer Eroberung vorhält, die erst an den Grenzen der Erde ihr Ziel findet [fände]. Und wenn Friedrich weiter

meint, so ganz auf den Boden, den Machiavelli einnehme, sich gestellt zu haben, indem er den Fall setzt, daß es einem Menschen gelinge, die ganze Welt zu erobern, und dann die Frage aufwirft, ob er sie denn nun auch wirklich zu beherrschen im Stande sein werde, so springt eben hier der völlige Mangel eines historischen Verständnisses des Florentiners auf das Klarste in das Auge, wie man es überhaupt schwer begreiflich finden wird, daß Friedrich dem Verfasser des Buches vom Fürsten auch nur einen Augenblick eine so abenteuerliche Vorstellung im Ernste hat zutrauen können. Freilich ist ihm, wie er an einer Stelle ausführt, Machiavelli ein Beispiel dafür, daß diejenigen, welche das Verbrechen höher schätzen als die Tugend, zuletzt auch der Vernunft und des klaren Urteils entbehren <sup>1</sup>.

Indem der Antimachiavelli nun weiter die einzelnen Ratschläge durchgeht, welche im »Fürsten« dem Eroberer fremder Gebiete zum Zwecke ihrer Behauptung gegeben werden, so empört sich sein Gefühl natürlich auf das Äußerste, wenn, wie er meint, Machiavelli es als Regel bezeichnet, die Familie, welche vorher dort geherrscht, vollkommen zu vernichten, und er begreift nicht, wie man einen Menschen, der solche Gedanken ausgesprochen, in der Welt habe dulden, vor allem aber, wie die Obrigkeit die Veröffentlichung einer Schrift solchen Inhaltes habe geschehen lassen können. Es braucht nach allem bisher Entwickelten wohl kaum noch darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie diese Bedenken und Rätsel sich bei einer geschichtlichen Betrachtung der Schrift Machiavellis sehr einfach und ganz von selbst lösen.

Den ferneren Gedanken des Florentiners, daß der Herrscher in dem neugewonnenen Gebiete seinen Wohnsitz nehmen solle, findet Friedrich zwar zweckmäßig, aber schwer ausführbar. Der Vorschlag indessen, Kolonien dort anzulegen, ist ihm ebenso ungerecht als von alter Zeit her datierend, außerdem aber scheint er dem Verfasser des »Antimachiavelli« keineswegs den davon erwarteten Vorteil darzubieten. Daher ist er der Meinung, eine starke Besatzung tue weit bessere Dienste; indes fällt ihm hier doch ein, daß in Machiavellis Zeit die Beschaffenheit der Heere eine völlig andere und daß die Söldnerscharen am Ende doch nicht so ganz für diesen Zweck geeignet gewesen seien.

Am meisten aber bringt den Prinzen der letzte in diesem Zusammenhange von Machiavelli ausgesprochene Satz auf, daß nämlich in einer neuen Herrschaft deren Inhaber die kleinen in seiner Nähe befindlichen Fürsten, wie er sie an sich als an ihren Schutzherrn knüpfe, so untereinander in Zwistigkeiten bringen solle. Friedrich sieht es vielmehr als die Aufgabe eines rechtschaffenen Herrschers an, mit allen Kräften auf die Beilegung ausbrechender Streitigkeiten hinzuarbeiten <sup>2</sup>.

Des Florentiners Ansicht über den Wert der Neutralitätspolitik findet Friedrichs volle Zustimmung <sup>3</sup>, aber entschiedene Einsprache tut er dawider, daß es für einen Fürsten besser sei, wenn er, auf sich allein gestützt, zu Grunde gehe, als sich mit fremder Hilfe rette. An und für sich erscheint Friedrich dieser Gedanke Machiavellis völlig sinnlos, bei dem Florentiner aber verberge

1 Antimachiavelli 3. 11.

[F2]

2 Antimachiavelli 3.

[F2]

3 Antimachiavelli 21.

[F2]



sich dahinter nur die hämische Absicht, dadurch Neid und Eifersucht unter den Herrschern anzufachen. Die Kritik nun, welche der Verfasser des Antimachiavelli hier übt, läuft darauf hinaus, daß neben der Rücksicht auf die Wohlfahrt des Volkes jede andere für den Regenten in zweiter Linie stehe. Handele es sich also um Sein oder Nichtsein einer Nation, so habe der Herrscher ohne Rücksicht auf persönliche Sympathien nur der Stimme der Vaterlandsliebe zu gehorchen und daher jedes erlaubte Mittel der Rettung zu ergreifen <sup>1</sup>. Wenn Friedrich hier mit vollem Rechte das Vaterlandsgefühl als das allein entscheidende geltend macht, so hätte er, um Machiavelli nicht zu nahe zu treten, bedenken müssen, daß diesen bei den entgegengesetzten Aufstellungen eben auch nur die Rücksicht auf das Vaterland geleitet habe; denn was es unter Umständen bedeuten wollte, fremde Hilfe in ein Land hereinzuziehen, das zeigte sattsam die damalige Lage Italiens.

Hinsichtlich der Gedanken über das Heerwesen tritt Friedrich wenigstens teilweise gleichfalls auf die Seite des Buches vom Fürsten; auch er gibt natürlich einem volkstümlichen Heere vor allen anderen den Vorzug, will indessen unter gewissen Umständen auch dem Söldnersystem das Wort reden, und es empfiehlt sich ihm dann eben das, was auch Machiavelli den bloßen Söldnerheeren vorzieht, nämlich eine Mischung der Armee aus heimischen und angeworbenen fremden Truppen <sup>2</sup>.

Dem Verfasser des Antimachiavelli erscheint gleichwie Machiavelli die Sorge für das Kriegswesen, die persönliche Teilnahme am Kampfe als eine wichtige Regentenpflicht, allein er meint doch, daß ein Fürst keineswegs seine Aufgabe erfülle, wenn er nur für den Krieg Sorge trage; dies sei bloß die eine Seite. Als völlig töricht aber sieht er es an, wenn Machiavelli dem Herrscher die Jagd als treffliche Vorbereitung für die Anstrengungen eines Krieges und zugleich als Mittel anempfiehlt, sich in seinem Lande genaue Terrainkenntnis zu erwerben. Hier macht sich vor allem Friedrichs persönliche Antipathie gegen das Vergnügen des Jägers sehr entschieden geltend; vielleicht aber war er sich hierbei auch des Druckes bewußt, den die gerade in seiner Zeit weit verbreitete fürstliche Jagdliebhaberei über den armen Landbebauer verhängte <sup>3</sup>.

Am heftigsten ergeht sich Friedrich, wie zu erwarten, gegen das persönliche Bild, welches Machiavelli von seinem Fürsten entworfen hat.

Wenn der Florentiner es ausspricht, daß der Fürst wegen der großen Schlechtigkeit der Welt nicht, wie es an und für sich wünschenswert sei, tugendhaftes Handeln sich zur Richtschnur nehmen dürfe, so hält Friedrich dafür, daß die Rücksicht auf die vorhandenen Bösen zwar zur Vorsicht mahne, allein unter keinen Umständen dazu führen könne, das Gute zu verleugnen <sup>4</sup>.

Den Geiz will der Kronprinz unter keinen Umständen als einen Fehler ansehen, der sich für den Herrscher zur Tugend verkehre; mit Recht macht er Machiavelli den Vorwurf, daß er die Freigebigkeit nicht von der Verschwen-

---

1 Antimachiavelli 13.

[F2]

2 Antimachiavelli 12. vgl. die entsprechenden Ausführungen Machiavellis im Principe 12. 13.

[F2]

3 Antimachiavelli 14, entsprechend Principe 14; vgl. übrigens auch Principe 12.

[F2]

4 Antimachiavelli 15.

[F2]

dung unterscheide. Jene sei jederzeit von dem Fürsten zu fordern, nicht minder aber auch Sparsamkeit und ein geordneter Haushalt <sup>1</sup>.

Die in dem »Fürsten« enthaltenen Ausführungen hinsichtlich der Grausamkeit und deren bedingtem Wert rufen natürlich gleichfalls den lebhaften Widerspruch des Beurteilers hervor. Ihm ist in dem Recht über das Leben anderer das Kostbarste enthalten, was dem Fürsten anvertraut worden; ein Herrscher soll daher stets vor allem der schweren Verantwortung eingedenk sein, welche ihm dasselbe auferlegt, auf daß er nur nach der reiflichsten Überlegung und mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit von diesem Rechte Gebrauch mache. Hat aber Machiavelli darin das Richtige getroffen, daß unter Umständen nur die mit Bewußtsein ausgeübte Grausamkeit den Weg zur Herrschaft bahnen kann, nun so möge man nach dem »Antimachiavelli« überhaupt davon abstehen, eine Krone zu tragen <sup>2</sup>.

Ebensowenig kann sich Friedrich mit dem Gedanken befreunden, daß, wenn sich einem Herrscher die Alternative stelle, entweder geliebt oder gefürchtet zu werden, dieses jenem vorzuziehen sei. Vielmehr macht er gewiß sehr richtig geltend, daß derjenige, den sein Volk fürchte, nur über Sklaven regiere <sup>3</sup>, von denen er keine großen Taten erwarten könne <sup>4</sup>.

Und auch dieser Gedanke des Prinzen hat nachmals in seiner eigenen Regierung volle Bewahrheitung gefunden.

Daß der Herrscher je nach den Verhältnissen die Tugend zum Maße seiner Handlungen machen solle oder nicht, aber stets nach dem Scheine des Guten trachten müsse, findet der Kronprinz wie unklug so das sittliche Gefühl empörend. Was er diesen Ausführungen Machiavellis entgegensetzt, geht freilich nirgends über den Standpunkt eines einfachen gesunden Urteils und einer ebenso einfachen kleinbürgerlichen Moral hinaus.

Friedrich hat ja ohne Zweifel völlig recht, wenn er darauf hinweist, daß das einmal gebrochene Wort das Vertrauen bedenklich erschüttere, und daß derjenige einen sehr kurzsichtigen Kalkül anstelle, der es sich zum Grundsatz mache, gegebene Zusicherungen je nach dem augenblicklichen Vorteil zu erfüllen oder nicht.

Allein man sieht eben wieder an diesen allgemein gehaltenen Auseinandersetzungen, wie das Bewußtsein um die eigentümlichen und völlig ausnahmsweisen [ist »ausnahmsweise« denn ein Adjektiv, Herr von Oppeln—Bronnikowski?] Zustände, aus denen Machiavellis Gedanken hervorgewachsen [sind], gar nicht vorhanden ist. Und die Art und Weise, wie Friedrich, den Gedankengang des Buches vom Fürsten wiedergebend, die Dinge miteinander verbindet, rechtfertigt allerdings das gelegentlich von ihm ausgesprochene Urteil, daß eine solche Schlußfolgerung selbst einem Schüler nicht zu verzeihen sei <sup>5</sup>; aber Machiavelli berührt freilich ein solcher Vorwurf nicht, indem in seinen Aufstellungen die zwingendste Art logischer Begründung, die Logik tatsächlicher Verhältnisse, als die das Ganze beherrschende auftritt.

---

1 Antimachiavelli 16.

[F2]

2 Antimachiavelli 17.

[F2]

3 »Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen«, wird dem alten König zugeschrieben

4 Antimachiavelli 17.

[F2]

5 Antimachiavelli 18.

[F2]

Am heftigsten äußert sich der Prinz dagegen, daß Machiavelli seinen Fürsten zum Heuchler mache, denn darin ohne Zweifel hat der Florentiner für ihn die Fürstenehre am tiefsten in den Staub gezogen. Sehr bezeichnend für die damalige und spätere Stellung Friedrichs zur Religion ist es, daß er eben in diesem Zusammenhange die Wendung gebraucht, Machiavelli begehre von dem Fürsten nicht nur Unglauben, sondern auch Heuchelei, und dann hinzufügt, jenen könne man ertragen, Irrtümer der Spekulation, wie er sich ausdrückt, schadeten nichts, allein sie dürften nicht Verderbnis des Herzens nach sich ziehen. Denn nicht die Gedanken der Herrscher, sondern ihre Handlungen seien es, durch welche die Völker beglückt würden <sup>1</sup>.

Daß ein Herrscher nicht launenhaft und, von wechselnder Neigung und Stimmung, nicht unentschlossen und von weicher Nachgiebigkeit sein dürfe, findet die volle Zustimmung Friedrichs. Doch scheint ihm das Beharren des Fürsten auf dem eignen Sinne auch seine bestimmte Grenze zu haben und darf namentlich nicht bis zum Festhalten klar erkannter Fehler getrieben werden <sup>2</sup>.

Verwandt hiermit ist eine Darlegung, welche er an einer etwas späteren Stelle seines Antimachiavelli gibt, wo er zwei Arten von Fürsten unterscheidet, die einen, welche selbst sehen und handeln, die anderen, die sich auf das Auge ihrer Minister verlassen; jene erscheinen als die Seele des Staates, diese müssen, in Lethargie versunken, durch die Minister ersetzt, was ihnen selbst abgeht, sind eigentlich nur deren Organ.

Hierbei findet Friedrich Gelegenheit, in einer damit eng zusammenhängenden Auseinandersetzung darzutun, wie schwierig es für den Herrscher sei, die richtigen Minister zu wählen, denn Ränke aller Art hemmten seinen klaren Blick, überhaupt sehe er die Menschen nicht leicht, wie sie wirklich beschaffen, sondern vor allem so, wie sie vor ihm zu erscheinen wünschten. Zwar gelinge es einem geistvollen Regenten leicht, Fähigkeit und Verstand seiner Umgebung richtig zu beurteilen, aber nicht zu prüfen, wie weit sie Treue und Uneigennützigkeit leite. Und hier tritt uns der gekrönte Weltweise und Lebensphilosoph so recht lebendig vor die Seele, wenn wir am Schlusse dieses Abschnittes den Gedanken finden, daß wohl ein Fürst von abstrakt—idealistischer Anschauungsweise über den Schwächen seiner Diener und Ratgeber die Geduld verlieren könne, allein der tiefer Blickende wisse, daß alles Irdische den Stempel der Menschlichkeit [menschlichen Begrenztheit] an sich trage, also unvollkommen sei <sup>3</sup>.

Und wie Friedrich in diesen Dingen Reife des Urteils, Tiefe der Auffassung bekundet, so auch in dem, was er hinsichtlich der Schmeichelei gesagt hat. Jeder Unbefangene wird es bewundern müssen, wenn er aus dem Munde des legitimen Prinzen das Urteil vernimmt, daß diejenigen, welche nicht von vornherein Fürsten gewesen [sind], den anderen überlegen seien, denn sie erinnerten sich der Verhältnisse, in denen sie früher gelebt [haben] <sup>4</sup>, und liefen daher weniger Gefahr, der Schmeichelei das Ohr zu leihen <sup>5</sup>.

---

1 Antimachiavelli 18.

[F2]

2 Antimachiavelli 19.

[F2]

3 Antimachiavelli 22.

[F2]

4 Tolle Logik!

5 Antimachiavelli 23.

[F2]

Im Verlaufe dieser Gedankenentwicklung bekennt sich der Verfasser des Antimachiavelli denn auch zu einer Auffassung, die für seine ganze ethische Anschauung von Bedeutung ist. Es stehen nun aber hinsichtlich dieses Gegenstandes mehrfache Äußerungen, die sich scheinbar widersprechen, einander gegenüber. Hier macht nämlich Friedrich die Bemerkung, daß die Eigenliebe die Grundlage unserer Tugenden und sonach alles irdischen Glückes sei, während er in anderem Zusammenhange den mit diesem Gedanken wesentlich übereinstimmenden Ausführungen Machiavellis anders lautende Betrachtungen entgegengesetzt hat. Denn gegenüber von dem Prinzip des Egoismus, den Machiavelli als den letzten Grund alles menschlichen Wesens auch seinem Fürsten als Richtschnur vorgehalten hatte, hat Friedrich einmal die Reflexion geltend gemacht, wie unter Voraussetzung jenes Satzes notwendig folgen würde, daß ein jeder nur seinem Sonderinteresse nachgehe, das der Gesellschaft aber vollkommen unberücksichtigt bleibe; daher nach ihm vielmehr die Idee der Gemeinschaft die das Handeln Bestimmende sein muß. Man könnte nun hier ganz vornehmlich einen Erweis [Beweis] des vielfach in dem Antimachiavelli zu Tage kommenden abstrakten Idealismus finden, der ohne Zweifel als Einwirkung der humanistischen Ideen der französischen Aufklärung zu betrachten ist. Denn einer tieferen Würdigung erscheint der so gefaßte Gegensatz von Egoismus und Idee der Gemeinschaft als ein der Wirklichkeit nicht entsprechender. Die Rücksicht auf das eigene Ich bleibt allerdings im Mittelpunkte stehen, allein gerade in der Unterwerfung des individuellen Lebens unter die höhere Ordnung der Gemeinschaft wird der entschiedenste Beweis dafür zu finden sein. Das Einzelwesen gibt sich zunächst deshalb dieser letzteren hin, weil es von dem Bewußtsein erfüllt ist, für sich allein nicht zur vollen Entfaltung seines Wesens zu gelangen. Und an einer anderen Stelle bekämpft Friedrich die hierhin gehörigen [gehörenden] Gedanken Machiavellis mit dem Hinweis auf die Liebe Gottes und die Tugend als das Prinzip, aus welchem unser Tun und Lassen zu entspringen habe <sup>1</sup>.

So scheint die Schrift mit sich selbst nicht im Einklang zu stehen, allein richtig aufgefaßt ist doch kein Widerspruch vorhanden. Der Gedanke, daß letztlich die Wurzel des menschlichen Seins und Handelns in dem richtig aufgefaßten Egoismus liege, drückt auch Friedrichs Meinung vollkommen aus, und er ist seiner damaligen Auffassung in den Ausführungen einer seiner späteren Schriften, welche den Titel führt »Essai sur l'amour propre envisagé comme principe de morale«, keineswegs ungetreu geworden. Wenn er nun aber gleichwohl Machiavelli bekämpft, so kommt dies nur wiederum daher, daß er ihn mißversteht, indem er meint, daß der Florentiner den niederen Egoismus, der allerdings in einem Gegensatz zu dem Gedanken der Gemeinschaft steht, zum Prinzip habe erheben wollen. Und wenn Friedrich dann unter anderem die Liebe zu Gott als ethische Grundlage bezeichnet hat, so ist auch dies durchaus nicht etwa mit der obigen Auffassung unvereinbar, vielmehr ist darin, genau betrachtet, gleichfalls nur ein individuelles Moment als das im letzten Grunde bestimmende bezeichnet.

Nach dem hier Mitgeteilten zeigt der Antimachiavelli ein eigentümliches Gemisch von treffender Beurteilung und völligem Mißverstehen, von ide-

1 Antimachiavelli 23. 15. 9.

[F2]

alistischen Jugendvorstellungen und tiefer, gereifter Einsicht des Mannes, von abstrakt philosophischen Ideen und in klarer Anschauung geschichtlicher und politischer Verhältnisse wurzelnden Gedanken; — mit einem Wort, die Schrift ist die Jugendarbeit eines großen Geistes, dessen Kraft und Gewalt, ureigene Tiefe und Genialität zwar überall zum Durchbruch kommen, aber doch nirgends zu einem voll[ge]wichtigen und ganz reinen Ausdrucke gelangt sind.

Als Widerlegung Machiavellis kann man dem Buche, worauf wir im einzelnen genügend aufmerksam gemacht haben, keinen großen Wert beimessen; allein trotzdem hat es eine hohe Bedeutung als Merkstein in der psychologischen Entwicklung eines in seltener Größe hervorragenden Mannes. Und wenn manches von uns Angeführte dem Geiste des jugendlichen Schriftstellers alle Ehre macht, so mögen hier noch einige Sätze aus dem Antimachiavelli Platz finden, welche, zum Teil nur in loserer Beziehung zu Machiavelli stehend, als goldene Regeln der Regierungskunst oder als Sätze von tiefer menschlicher Wahrheit erscheinen und geeignet sind, uns auch vor dem Charakter des damaligen Kronprinzen von Preußen mit der höchsten Achtung zu erfüllen.

Dahin gehört der schon gelegentlich erwähnte Ausspruch, daß der Fürst nicht als Herr seiner Untertanen erscheine, sondern in gewissem Betrachte ihr Diener sei; nicht minder die, namentlich in dem Munde eines Fürstensonnes des 18. Jahrhunderts, schwer wiegende Sentenz, daß die Könige vor dem Richterstuhle einer philosophischen Weltbetrachtung nur Menschen, und daß alle Menschen einander gleich seien <sup>1</sup>. Für Friedrich gibt es nur einen Weg, seinen guten Ruf in der Welt zu wahren, nämlich den, wirklich das zu sein, wofür man in den Augen der Menschen gelten will <sup>2</sup>. Ihm erscheint es im Zusammenhange hiermit als notwendige Forderung, daß der Fürst einen Grundstock von Tugend und Rechtschaffenheit in sich trage <sup>3</sup>.

Dem Herrscher, welchem das Schicksal eine so hohe Stellung zugewiesen und damit natürlich die Möglichkeit eines verhängnisschweren Mißbrauchs derselben gegeben, soll so entschieden als möglich eingepreßt werden, daß er sich wie kein anderer vor pflichtvergessener Anwendung der ihm verliehenen Macht zu hüten habe <sup>4</sup>.

Den glücklichsten Zustand eines Landes findet Friedrich darin, daß wechselseitige Nachsicht und freundliches Entgegenkommen das Verhältnis von Fürst und Volk zu einander bestimmen, und daß sich so über das Ganze jene heitere Milde lagert, ohne die das Leben eine Last, und die Welt, anstatt eine Stätte des Genusses zu sein, ein Tal der Widerwärtigkeit wird <sup>5</sup>.

Und wenn dann der Verfasser des Antimachiavelli Umschau hält unter den Staaten des damaligen Europa, so ist ihm England derjenige, welchen man als das Muster einer weisen Herrschaft bezeichnen könnte.

Denn hier nimmt, wie Friedrich ausführt, das Parlament eine mächtige Stellung zwischen der Nation und dem Regenten ein, aber es ist diesem letzteren noch Gewalt genug geblieben, um Gutes zu tun, ohne daß er auch nach

1 Antimachiavelli 1. 26.

[F2]

2 Antimachiavelli 13.

[F2]

3 Antimachiavelli 24.

[F2]

4 Antimachiavelli 13.

[F2]

5 Antimachiavelli 25.

[F2]

der entgegengesetzten Seite seinen etwaigen Neigungen die Zügel schießen lassen könnte <sup>1</sup>.

Von solcher Auffassung der Herrscherstellung aus wird der tiefe Unwille, den Friedrich angesichts des Machiavellismus in der Politik hegte, in der Tat völlig begreiflich, und wir verstehen es, daß er mit voller Wahrheit den glücklich preisen konnte, dem es gelänge, den Machiavellismus in der Welt durchaus zu zerstören <sup>2</sup>.

Vergegenwärtigt man sich die politische Lage des 18. Jahrhunderts, die damals herrschende und fast ausnahmslos auch praktisch zur Geltung kommende Auffassung des Verhältnisses zwischen Regierung und Untertanen, so wird man sich nicht wundern können, daß der Antimachiavelli trotz vieler Schwächen seiner Beweisführung, die indes freilich auch wieder meistens in der allgemeinen Zeitströmung wurzelten und deshalb von den damals Lebenden weniger bemerkt wurden, überall den tiefsten Eindruck hervorrief; um so mehr, sobald es nicht verborgen war, wer eigentlich der Verfasser der Schrift sei.

Wenn wir den dieselbe durchziehenden Freimut des dem Throne entgegensehenden Schriftstellers mit Recht bewundern, so wird unsere Achtung vor diesem sich nicht verringern, wenn wir gewahren, wie er als König dringend wünscht, sein Werk nicht in die Öffentlichkeit kommen zu lassen. Dazu mußte ihn einmal die Rücksicht darauf bestimmen, daß die von ihm herbeigezogenen geschichtlichen Beispiele, die übrigens eine sehr ausgebreitete Kenntnis und scharfe Beurteilung historischer Verhältnisse bekunden, nicht selten Urteile über damalige oder der jüngsten Vergangenheit angehörige Zustände enthielten. Dann aber war es für denjenigen, der eben die Zügel einer Regierung ergriff, wie sich von selbst versteht, hemmend und beengend, wenn die Welt gleichsam ein Programm von ihm in Händen hielt, dessen Erfüllung sie mit Fug und Recht erwartete. In der Tat hat man denn auch sogleich den Anfang der Herrschaft Friedrichs an dem Antimachiavelli gemessen und ihn vielfach mit den Grundsätzen desselben nicht im Einklang befunden <sup>3</sup>.

Und betrachten wir nun gleichfalls gegenüber von dem an den Stufen des Thrones stehenden Kritiker Machiavellis den König, den gereiften Staatslenker, wie er der rings umdrohten Beherrscherin von Österreich Schlesien entreißt, in vielverschlungenen Windungen der Staatskunst zwischen einer Verbindung mit England oder Frankreich sich hin und her bewegt, wie er zur Teilnahme an dem Eingreifen in die Selbständigkeit Polens schreitet, so wer-

---

1 Antimachiavelli 19.

[F2]

2 Antimachiavelli 24.

[F2]

3 Einfach lächerlich! Wie funktioniert denn die Politik heute? Die **Volksverräterin** Merkel schwört einen Amtseid »Schaden vom Deutschen Volk abzuwenden« und lädt Millionen sogenannter »**Flüchtlinge**« in unser Land ein. Diese haben keinen verwertbaren Beruf, sind fast durchweg Analphabeten oder Viertklässler, werden aber als die lang ersehnten »Fachkräfte« gehandelt. Sie werden lebenslang als **Parasiten** der arbeitenden Deutschen Bevölkerung hier ihr Unwesen treiben. Das Schlimmste ist aber: Sie sind großteils Anhänger der faschistischen welterobernden Islam—Ideologie und bekämpfen zwangsläufig unsere Gesellschaftsordnung, was nicht nur in der extrem hohen **Ausländerkriminalität** seinen Ausdruck findet, sondern als Islamisierung Staat und Gesellschaft verpestet. Die »Eliten« sind sich einig: »Der Islam gehört zu Deutschland.« Deutschland, schlaf weiter!

den wir uns des Eindruckes nicht erwehren können, daß der Herrscher Friedrich in gar manchen Stücken von den Ideen des Kronprinzen weit abgekommen ist, daß er die Notwendigkeit erkannt hat, den Gedanken und Bestrebungen machiavellistischer Staatskunst Zugeständnisse zu machen.

Allein wie sehr auch die Gegner des großen Königs, auf diese Wahrnehmung gestützt, seine spätere Handlungsweise aus dem Antimachiavelli heraus gerichtet haben und noch richten, wie sehr sie geneigt sein mögen, ihn auf Grund seiner eigenen Schrift als Heuchler und Verräter hinzustellen, so kann es sich gleichwohl unbefangenen Blicke nicht verbergen, daß sich Friedrich nur hinsichtlich desjenigen Gebietes tatsächlich zu machiavellistischen Grundsätzen bekannt hat, auf welchem vor und nach dem florentinischen Staatsmanne die von ihm entwickelten Gedanken Geltung und Anwendung gefunden haben, wie sie dieselbe gewiß auch zu aller Zeit finden werden; wir meinen in Fragen der äußeren Politik. Denn so lange die Tage nicht hereingebrochen sind, von denen Jesajas vorausschauend verkündet, daß voller Friede in der Natur herrschen werde, indem alsdann der Wolf mit dem Lamme zusammenwohne, und der Tiger neben dem Böcklein lagere, der Säugling auf dem Loche der Natter spiele und in die Höhle des Basilisken seine Hand das entwöhnte Kind stecke — so lange, sagen wir, diese Zeit nicht gekommen [ist], würde die Forderung, sich in der äußeren Politik des Machiavellismus gänzlich zu entschlagen, nichts anderes bedeuten, als daß dem Lebensgesetze der Staaten Vernichtung angekündigt werden solle.

Nach der inneren Seite seiner Regierung aber hat sich Friedrich von der Berührung mit den Grundsätzen Machiavellis vollkommen freigehalten; ja er steht hier in scharfem Gegensatze zu ihnen. Denn überall ist die Förderung des wahren Volkswohles sein eifrigstes Bemühen, vor allen Dingen aber hat er nie, obgleich auch er, wie wir sahen, einen tiefen Blick in die menschliche Natur getan, auf die Verkommenheit und Schwäche seiner Untertanen spekuliert, vielmehr sich stets an die sittliche Kraft seines Volkes gewendet und dieselbe eben hierdurch gestählt und mehr und mehr zur Reife gebracht <sup>1</sup>.

Hierin aber scheint mir zu den sonstigen äußeren und inneren Gründen <sup>2</sup> noch ein weiterer unwiderleglicher Beweis für die Unechtheit [Unwahrheit] der *MATINÉES ROYALES* hinzuzukommen. Es ist dies eine jener Schmähschriften, welche zu den verschiedensten Zeiten glänzenden Erscheinungen den Makel der Nichtswürdigkeit anzuheften versucht haben. Und wahrlich Friedrichs Persönlichkeit konnte am wenigsten solchem Angriffe entgehen!

---

1 Möglicherweise war strikteste Gesetzestreue zu von Oppeln—Bronikowskis Zeiten so selbstverständlich, daß er den Gerechtigkeitssinn Friedrichs gar nicht bemerken konnte. Friedrich ermahnte die Justiz, nicht auf den Stand der Kläger oder Angeklagten zu achten und schaffte auch die gesundheitsschädigenden Körperstrafen ab. Der Autor des bis 1900 geltenden »Preußischen Landrechtes«, Minister von Cocceji stand bei ihm im höchsten Ansehen (s. a. Nachtrag des Herausgebers 2018 nächste Seite).

2 Wir beschränken uns darauf, hier auf die vortreffliche und schlagende Auseinandersetzung Samwers zu verweisen in zwei Artikeln der »Grenzboten«. 22. Jahrgang 1863. Bd. I. S. 473 — 484. 500 519. [F2]

»**Die Grenzboten**« war eine national—liberale Zeitschrift, die von 1841 bis 1922 teils wöchentlich, teils zweiwöchentlich erschien.

Samwer - es könnte Karl Friedrich Lucian **Samwer** († 1882), deutscher Jurist und Staatsrechtslehrer, gemeint sein.

Die Schrift erschien zuerst im Jahre 1766 im Druck und gab sich als Morgenstudien Friedrichs II über die Kunst der Regierung, zur Unterweisung seines Nachfolgers verfaßt. Der Inhalt derselben ist ebenso gemein wie widersinnig. Der Haß gegen Friedrich hat den Verfasser der *MATINÉES* allzu blind gemacht, und es ist in der Folge durchaus bewahrheitet worden, was Grimm<sup>1</sup> schon am 7. Juni 1765 über die damals handschriftlich in Paris verbreiteten Morgenstudien an die Herzogin Louise Dorothea von Sachsen—Gota schrieb, daß die Schrift, wenn sie bestimmt sei, Friedrich einen Streich zu spielen, das Ziel vollkommen verfehle. Wie nun hier überhaupt die größten Niederträchtigkeiten als die Summe der Staatsweisheit gepredigt werden, so soll der Fürst auch die sittliche Verkommenheit und Nichtswürdigkeit an seinen Untertanen pflegen — ein Ratschlag, der mit Friedrichs Handlungen, wie sie vor Augen liegen, im grellsten Widerspruche steht.

Die *MATINÉES ROYALES* sind immer wieder von Zeit zu Zeit in neuer Ausgabe zum Vorschein gekommen, und auch die jüngsten Tage haben sie abermals erstehen sehen<sup>2</sup>.

Es ist sicherlich der sprechendste Beweis für Friedrichs weitgreifende Bedeutung, daß er noch heute mitten in den Parteiungen steht, seine Auffassung vielfach durch die politische Stellung bedingt und zugleich als ein Ausdruck des politischen Glaubensbekenntnisses betrachtet wird.

Daher hat sich natürlich diejenige Partei, welche Preußen gern in die Reihe der deutschen Mittelstaaten zurücktreten sähe, die nur von der Zerstümmerung des vor allem durch Friedrich II. geschaffenen Staates das Heil des gesamten Vaterlandes erwartet, mit brennender Begierde der wieder in Umlauf gesetzten Morgenstudien bemächtigt. Allein es wird ihr ebensowenig möglich sein, den wissenschaftlichen Beweis der Echtheit<sup>3</sup> dieser Schrift zu erbringen, als ihr das demütigende Zugeständnis wird erspart werden können, daß, wenn es überhaupt noch eine Zukunft Deutschlands gibt, diese nur mit und durch Preußen denkbar ist.

\* \* \*

### **Ergänzung des Herausgebers 2018**

Das Thema »Gerechtigkeitssinn und Gesetzestreue« kommt in von Opeln—Bronikowskis Essay entschieden zu kurz. In unseren Tagen, wo eine fanatisierte Bundeskanzlerin im Lande wie eine Despotin herrscht und ein neues, auf drei Säulen ruhendes Rechtssystem installiert hat, ist es besonders wichtig, der jungen Generation aufzuzeigen, daß dies ein absurder, gesellschafts— und staatszerstörender Zustand ist. Wie und daß Justiz funktionieren muß, hat [Cesare Beccaria](#) in seinem Werk »über Verbrechen und Strafen« schon 1764 dargelegt. Ab Seite 135 (»Vorbemerkung des Herausgebers«) habe ich dieses teuflische System der Merkelbande angerissen.

---

1 Grimm – Melchior Grimm, freischaffender Diplomat Deutscher Abstammung, gab eine diplomatische Zeitschrift heraus, †1807

2 Beispielsweise eine deutschsprachige Ausgabe von Wilhelm Lauser in Stuttgart 1865

3 Echt ist sie schon, die Frage ist doch, ob sie Stich hält.



Zur praktischen Bedeutung der von Friedrich geschaffenen oder weiterentwickelten Rechtspflege, die so später in das Zweite Reich hineinwirkte, zitiere ich Gustav Mendelssohn Bartholdy aus seinem Buch »[Der König](#)«.

Mit Hilfe seines weitblickenden Ministers von Cocceji, dessen theoretische Vorarbeiten den Grund für das (bis 1900 gültige) »Preußische Landrecht« bildeten, während sein praktisches Eingreifen die rascheste Erledigung von den vielen tausenden an allen Gerichten lagernden Prozessen bewirkte <sup>1</sup>, sorgte der König für eine kurze solide Justiz, deren Strafen der humanen Auffassung einer neuen Zeit Rechnung trugen. »Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die Menschen sämtlich Engel sind und ihnen die Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, ihr guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeiten, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Mensch soll.«

Potsdam, 23. Mai 1749

Es hat Mir zu besonders gnädigem Gefallen gereicht, daß Ihr Mir in Eurem Berichte vom 20. dieses sowohl den Ersten Teil des Projects zu einem allgemeinen Landrecht in allen Meinen Landen als auch den Plan die Reform der Justiz betreffend einsenden wollen. Mein einziger Wunsch hierbei ist dieser, daß der Höchste Euch Eure Jahre und Kräfte noch auf viele Jahre fristen wolle, damit dieses große und wichtige und der ganzen Welt fast ohnumgänglich angeschienene Werk sich vollkommen consolidiren [befestigen] und unter Eurer so [zu] sagen als desinteressirten Direction gänzlich gründen möge. Ich erkenne gar wohl, was vor unendliche Mühe, Schwierigkeit und Arbeit es Euch kostet, umb diese Sache in dem Stand zu bringen, wie es darunter Meine landesväterliche Absicht ist und wie es das wahre Wohl und Wehe Meiner sämtlichen getreuen Untertanen erfordert; Meine Erkenntlichkeit aber wird auch dannhero gegen Euch nie aufhören ...

So spricht ein Landesvater, dem es nie eingefallen wäre, sich der scheinbaren oder auch echten Not der Ausgebeuteten und Unterdrückten Europas zu widmen und seine Untertanen als »die schon länger hier Lebenden« zu verhöhnen, noch seinen Landeskindern »das tägliche Neuaushandeln der Bedingungen für das Zusammenleben« mit den eingedrungenen Invasoren anzupfehlen. Er war ausschließlich Preußens König in so verinnerlichtem Sin-

---

1 Da schau an! Auch damals schon waren die Gerichte »überlastet«, wer hätte das gedacht. Aber wie hat er es nur geschafft, den **Pissoirgeruch** aus den **Gerichtsgebäuden** zu vertreiben? Wenn man das wüßte, wäre viel gewonnen.

ne, daß die Parole »Preußen zuerst« für ihn unmöglich denkbar gewesen wäre. Menschenrechte oder »Menschenrechte« waren auch noch unbekannt, wohl aber gab es Gerechtigkeit für jedermann.

Nun kommt gleich ein Links—Grün—Roter allemenschenliebhabender Schulabbrecher daher und sagt: »Aber Friedrich II. hat auch ... « Natürlich hat er das, sogar noch viel mehr, du kleine Rotznase. Aber damals waren andere Zeiten, beispielsweise gab es diese Smartphones, deren innere Funktionsweise du nie begreifen wirst, noch nicht, auch war dieser Rousseausche Blödsinn »alle Menschen sind gut, nur durch die Erziehung und die Lebensumstände werden sie schlecht« noch nicht erfunden. Auch — jetzt mußt du ganz tapfer sein — weder Flüchtlinge noch »Flüchtlinge« gab es schon.

Zum Schluß noch, um alle zu trösten, die nun etwas traurig dreinschauen, lasse ich einen sprechen, der die Welt und die Menschen kannte — Johann Wolfgang von Goethe, Schlußverse aus »Reineke Fuchs«. Dieser, der größte Gauner am Hofe hat über alle obsiegt und Goethe kommentiert:

Hochgeehrt ist Reineke nun! Zur Weisheit bekehre  
Bald sich jeder und meide das Böse, verehere die Tugend!  
Dieses ist der Sinn des Gesangs, in welchem der Dichter  
Fabel und Wahrheit gemischt, damit ihr das Böse vom Guten  
Sondern möget und schätzen die Weisheit, damit auch die Käufer  
Dieses Buchs <sup>1</sup> vom Laufe der Welt sich täglich belehren.  
Denn so ist es beschaffen, so wird es bleiben, und also  
Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Taten.  
Uns verhelpfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

---

1 Das von mir bereitgestellte ist für **Jedermann** kostenlos verfügbar.

## Vorwort Voltaires

Ich glaube der Menschheit einen Dienst zu leisten, indem ich diesen Versuch einer Kritik Machiavells veröffentliche. Der erlauchte Verfasser dieses Antimachiavell ist eine der seltenen Seelen, die der Himmel erschafft, um das Menschengeschlecht durch ihre Lehren und ihr Beispiel zur Tugend zu führen. Er brachte diese Gedanken vor einigen Jahren insgeheim zu Papier, mit der einzigen Absicht, Wahrheiten niederzuschreiben, die sein Herz ihm diktierte. Er war damals noch sehr jung; er wollte nur in die Schule der Weisheit und Tugend gehen, nur sich selbst Lehren geben; aber diese Lehren verdienen, von allen Königen gehört zu werden, und können eine Quelle für das Menschenglück sein. Er erwies mir die Ehre, mir sein Manuskript zuzusenden; ich hielt es für meine Pflicht, ihn um Erlaubnis zu bitten, es zu veröffentlichen. Machiavells Gift ist zu verbreitet, das Gegenmittel sollte es auch werden. Man riß sich um die Abschriften des Originals, und es liefen bereits so fehlerhafte Texte um, daß das Werk entstellt zu werden drohte, wenn ich nicht Sorge getragen hätte, diese genaue Abschrift zu liefern, an die sich der Verleger, dem ich sie schenkte, hoffentlich halten wird.

Meine Leser werden sich gewiß wundern, zu hören, daß der, welcher im Französischen einen so edlen, energischen und oft so reinen Stil schreibt, ein junger Ausländer ist, der nie einen Fuß nach Frankreich gesetzt hat ... Das ist, wie ich gestehe, etwas Unerhörtes, und doch sind dem, dessen Werke ich hier veröffentliche, alle Dinge, deren er sich befließigt hat, nicht minder gelungen. Ob er Engländer, Spanier oder Italiener ist, tut nichts zur Sache; nicht um seine Heimat, sondern um sein Buch handelt es sich hier. Ich halte es für besser geschrieben als das Machiavells; und es ist ein Glück für die Menschheit, daß die Tugend endlich einmal besser geschmückt ist als das Laster.

Im Haag, 12. Oktober 1740

F. de Voltaire



## Vorrede des Verfassers

**M**achiavells Fürstenspiegel ist in der Moral das, was Spinozas Werk in der Glaubenslehre ist. Spinoza untergrub die Grundlagen des Glaubens und hatte nichts Geringeres zur Absicht, als den Umsturz des ganzen Religionsgebäudes. Machiavell verderbte die Staatskunst und suchte die Gebote der reinen Sittenlehre zu vernichten. Die Verirrungen des einen betrafen nur das spekulative Denken; die falschen Sätze des andren gingen auf das praktische Leben. Und doch sah man die Theologen die Sturmglocke läuten und gegen Spinoza zu den Waffen rufen. Sein Werk wurde methodisch widerlegt und die Gottheit gegen seine Angriffe in Schutz genommen. Machiavell hingegen ist nur von einigen Moralisten angegriffen worden und hat sich trotz ihrer Angriffe und ungeachtet der Verderblichkeit seiner Moral bis jetzt auf dem Lehrstuhl der Politik erhalten.

Ich wage es, die Menschheit gegen dieses Ungeheuer, das sie vernichten möchte, in Schutz zu nehmen; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit der Sophistik und dem Verbrechen entgegenzusetzen. Meine Betrachtungen über Machiavells Fürstenspiegel habe ich diesem kapitelweise gegenübergestellt, damit das Gegenmittel dem Gift unmittelbar folge.

Ich habe Machiavells Fürstenspiegel stets für eines der gefährlichsten Werke angesehen, die auf Erden verbreitet sind. Dieses Buch gerät unvermeidlich in die Hände der Fürsten und der Liebhaber der Staatskunst; und nur zu leicht wird ein ehrgeiziger Jüngling, dessen Herz und Verstand noch nicht gereift genug sind, um das Gute vom Bösen zu unterscheiden, durch Grundsätze, die seinen Leidenschaften schmeicheln, hingerissen. Ist es aber schon übel, die Unschuld eines einzelnen Menschen zu verführen, der auf die Welthändel nur geringen Einfluß hat, um wieviel gefährlicher ist es da, diejenigen zu verderben, welche berufen sind, die Völker zu regieren, die Gerechtigkeit zu pflegen, ihren Untertanen hierin zum Vorbild zu dienen und durch ihre Güte, ihre Großmut, ihr Erbarmen lebendige Abbilder der Gottheit zu sein!

Überschwemmungen, welche Länderstrecken verwüsten, das Feuer des Blitzes, das Städte in Asche legt, die Pest, welche ganze Provinzen mordet, sind für die Menschen weniger verderblich als die gefährliche Moral und die Leidenschaften der Fürsten. Jene Strafgerichte des Himmels dauern nur eine Zeitlang, sie treffen nur einzelne Gegenden, und so schmerzlich der Schade sei, er läßt sich doch immer ersetzen. Die Verbrechen der Könige aber stürzen ganze Völker auf lange ins Unglück <sup>1</sup>.

So wie Könige die Macht haben, Gutes zu tun, wenn sie nur den Willen dazu haben, ebenso hängt es von ihnen allein ab, Böses zu tun, wenn sie es sich vorgenommen haben. Wie beklagenswert aber ist dann das Schicksal der Völker, wenn sie vom Mißbrauch der höchsten Gewalt alles zu befürchten ha-

---

1 Wie wahr! Die böse alte Frau hat 2 Millionen Mohammedaner in unser Land geholt, sie sind Eroberer und Schmarotzer gleichzeitig. Wie also kann das wieder rückgängig gemacht werden? Friedlich nicht.

ben, wenn ihr Hab und Gut der Geldgier des Fürsten, ihre Freiheit seinen Launen, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre Sicherheit seiner Tücke und ihr Leben seiner Grausamkeit zum Opfer fällt! Das aber ist die traurige Schilderung eines Staates, den ein Fürst im Sinne Machiavells beherrschte.

Ich darf diese Vorrede nicht schließen, ohne ein Wort an die zu richten, die da glauben, Machiavell habe vielmehr beschrieben, was die Fürsten *tun*, als was sie *sollten*. Dieser Gedanke hat vielen gefallen, weil er satirisch ist. Die, welche zu diesem Urteil über die Fürsten gelangt sind, hatten wahrscheinlich die Beispiele einiger schlimmer Menschen vor Augen, die zu Machiavells Zeiten lebten und auf die er sich beruft; sowie das Leben einiger Tyrannen, welche der Menschheit zur Schande gereichen. Ich bitte diese Tadler, zu bedenken, daß die Verführung des Thrones sehr mächtig ist, daß mehr als eine gemeine [alltägliche, gewöhnliche] Tugend nötig ist, um ihr zu widerstehen, und daß man sich folglich nicht wundern muß, wenn in einem so zahlreichen Stande wie dem Fürstenstande unter Guten sich auch Böse finden. Zählt man unter den römischen Kaisern einen Nero, einen Caligula und Tiberius, so erinnert die Welt sich auch mit Entzücken der durch Tugend geheiligten Namen eines Titus, Trajan und Antoninus Pius. Es ist also eine schreiende Ungerechtigkeit, wenn man einem ganzen Stande das beimißt, was nur auf einige seiner Mitglieder paßt!

Die Geschichte sollte nur die Namen der guten Fürsten bewahren und die der anderen mit ihrer Trägheit, ihrer Ungerechtigkeit und ihren Verbrechen untergehen lassen. Die Geschichtswerke würden dadurch zwar merklich zusammenschwinden, aber die Menschheit gewänne dabei. Die Ehre, in der Geschichte fortzuleben und seinen Namen durch die künftigen Zeiten bis zur Ewigkeit fortgeerbt zu sehen, wäre dann nur der Lohn der Tugend. Machiavells Buch würde die politischen Schulen nicht mehr vergiften; die häufigen Widersprüche, in die er sich verwickelt, würde man verachten, und jedermann würde einsehen, daß die wahre Staatskunst der Könige, die einzig auf Gerechtigkeit, Klugheit und Güte beruht, in jedem Sinne dem unzusammenhängenden und abscheulichen System vorzuziehen ist, das Machiavell der Welt mit solcher Dreistigkeit vorlegte.



# Antimachiavell <sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Friedrichs Text folgt dem Machiavellis kapitelgenau. Ich füge deshalb **Machiavellis** Kapitelüberschriften ein.

## 1. KAPITEL

# [Über die Arten der Herrschaft und die Mittel, sie zu erlangen]

U m richtige Schlüsse zu ziehen, muß man zuvörderst die Natur des Gegenstandes, den man behandeln will, ergründen; man muß bis zum Ursprung der Dinge zurückgehen, um soviel als möglich ihre ersten Elemente kennen zu lernen; dann ist es leicht, ihre Fortschritte und alle daraus entspringenden Folgerungen zu entwickeln. Ehe Machiavell die Unterschiede der Staaten angab, hätte er nach meiner Meinung erst den Ursprung der Fürstengewalt untersuchen und die Gründe erörtern sollen, welche freie Menschen bewogen haben, sich einen Herrn zu geben.

Doch vielleicht war es unangebracht, in einem Werke, worin Verbrechen und Tyrannei in ein System gebracht werden sollten, auch das zu erörtern, was dieselben vernichten muß. Es hätte Machiavell übel angestanden, wenn er gesagt hätte, daß die Völker es für ihre Ruhe und ihr Gedeihen nötig fanden, Richter zur Schlichtung ihrer inneren Händel, Beschützer zur Verteidigung ihrer Güter gegen äußere Feinde und Herrscher zur Vereinigung aller ihrer Sonderinteressen zu dem einzigen allgemeinen Besten zu haben, und daß sie zu Anfang die aus ihrer Mitte zu Regierenden wählten, die sie für die Weisesten, Gerechtesten, Uneigennützigsten, Menschlichsten und Tapfersten hielten.

Man hätte alsdann gesagt: also muß die Gerechtigkeit das Hauptaugenmerk eines Fürsten sein; er muß für die Wohlfahrt seines Volkes sorgen <sup>1</sup> und dies jeder anderen Rücksicht voranstellen. Was wird dann also aus jenen Ideen von Vorteil, von Glanz, von Despotismus? Es zeigt sich, daß der Fürst nichts weniger ist, als der unumschränkte Gebieter der unter seiner Herrschaft stehenden Völker, sondern nur ihr erster Diener.

Da ich mir vorgenommen habe, jene gefährlichen Grundsätze Schritt für Schritt zu widerlegen, so behalte ich es mir vor, darüber zu reden, so wie der Gegenstand jedes Kapitels mich dazu veranlassen wird.

Indes muß ich hier im allgemeinen sagen, daß meine Darstellung vom Ursprunge der Fürstengewalt das Benehmen der Usurpatoren noch verwerflicher macht, als es bloß im Hinblick auf ihre Gewalttätigkeit erscheint; denn sie handeln den Absichten [Erwartungen] der Völker völlig zuwider. Diese wählten sich Herrscher zu ihrem Schutz und Schirm und unterwarfen sich ihnen nur auf diese Bedingung. Wenn sie aber einem Usurpator gehorchen, so opfern sie sich selbst und ihr Hab und Gut, um die Geldgier und alle Launen eines Tyrannen zu befriedigen.

---

1 »Die Wohlfahrt **ihrer** Völker!« — Präsident Trump hat das auf die griffige Formel »America first!« gebracht. Sein Amerika gehört nicht zum Kreis der Dummen, die die Welt (aus selbstverschuldeter) Not retten wollen. Warum also ertrinken »Flüchtlinge« im Mittelmeer, aber niemals vor der Australischen Küste?

Es gibt also nur drei rechtmäßige Arten, Herr eines Landes zu werden: entweder durch Erbfolge, oder durch die Wahl der Völker, welche die Macht dazu haben, oder wenn man in einem gerechten Kriege etliche Provinzen vom Feinde erobert.

Ich bitte die Leser dieser Schrift, diese Bemerkungen über Machiavells erstes Kapitel nicht zu vergessen, denn diese sind gleichsam der Angelpunkt, um den sich alle meine folgenden Betrachtungen drehen werden.

## 2. KAPITEL

### [Von den erblichen Fürstentümern]

Die Menschen besitzen für alles Althergebrachte eine gewisse Ehrfurcht, die bis zum Aberglauben geht; tritt nun gar zu dieser Macht des Alten noch das Erbrecht, so entsteht dadurch ein Joch, das schwerer ist als jedes andere, und das doch am leichtesten getragen wird. Ich bin also weit entfernt, dem Machiavell das abzustreiten, was jeder ihm zugeben wird, nämlich daß die erblichen Reiche am leichtesten zu regieren sind.

Nur setze ich hinzu, daß die erblichen Fürsten eine starke Stütze ihrer Herrschaft in den innigen Beziehungen finden, die zwischen ihnen und den mächtigsten Familien des Staates bestehen. Die meisten von diesen verdanken ihre Güter oder ihre Größe ja dem Herrscherhause, und ihr Schicksal ist vom Schicksal des Fürsten so unzertrennlich, daß sie sein Haus nicht untergehen lassen können, ohne ihren eigenen Sturz als gewisse und notwendige Folge vorauszusehen.

Heutzutage tragen auch die zahlreichen Truppen und die mächtigen Heere, welche die Fürsten in Friedens— wie in Kriegszeiten unterhalten, zur Sicherheit der Staaten bei. Sie setzen dem Ehrgeiz der benachbarten Fürsten Schranken; sie sind gezückte Schwerter, welche die Schwerter der anderen in der Scheide halten.

Doch es genügt nicht, daß der Fürst nach Machiavells Wort *di ordinaria industria* sei; ich möchte auch, daß er sich bestrebe, sein Volk glücklich zu machen. Ein zufriedenes Volk wird nicht auf Empörungen sinnen; ein glückliches Volk fürchtet den Verlust seines Fürsten, der zugleich sein Wohltäter ist, mehr, als dieser Fürst selbst die Abnahme seiner Macht je fürchten kann. Nie hätten die Niederländer sich gegen die Spanier empört <sup>1</sup>, wenn die Tyrannei der letzteren nicht alle Grenzen überschritten hätte, so daß die Niederländer nicht unglücklicher werden konnten, als sie es schon waren.

Die Königreiche Neapel und Sizilien sind mehrmals von der Herrschaft der Spanier in die des Kaisers übergegangen und umgekehrt; und immer war die Eroberung sehr leicht, weil beide Mächte gleich strenge regierten und diese Völker in ihren neuen Herren stets Befreier zu finden hofften.

Welch ein Unterschied zwischen diesen Neapolitanern und den Lothringern! Als die letzteren ihre Herrschaft wechseln mußten, war ganz Lothrin-

---

1 1581 hatten die Vereinigten Niederlande ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärt und damit ihren König abgesetzt. Der Freiheitskampf endete erst 1648 mit dem Westfälischen Frieden.



gen in Tränen. Sie jammerten, daß sie den Stamm jener Herzöge verlieren sollten, die so viele Jahrhunderte lang ihr Land besessen und unter denen sich mehrere durch ihre Güte ausgezeichnet hatten, daß sie den Königen als Muster hingestellt zu werden verdienten. Das Andenken des Herzogs Leopold war den Lothringern noch so teuer, daß, als seine Witwe Luneville verlassen mußte, das ganze Volk sich vor ihrer Kutsche auf die Knie warf und die Pferde mehrfach angehalten wurden. Man hörte überall nur Wehklagen und sah nichts als Tränen.

### 3. KAPITEL

#### [Von vermischten Herrschaften]

**D**as 16. Jahrhundert, in dem Machiavell lebte, hatte noch viel Barbarisches an sich. Damals zog man den düsteren Glanz der Eroberer und jene auffallenden Taten, die durch ihre Größe eine gewisse Ehrfurcht erregten, der Sanftmut, Gerechtigkeit, Milde und allen Tugenden vor. Jetzt, finde ich, gilt die Menschlichkeit mehr als alle Eigenschaften eines Eroberers, und man begeht nicht mehr die Torheit, grausame Leidenschaften, welche die Welt zerrütten durch Lobsprüche anzufeuern.

Ich frage, was kann einen Menschen reizen, sich zu vergrößern [er meint, sein regiertes Land zu vergrößern]? Was berechtigt ihn, den Plan zu fassen, seine Macht auf das Elend und Verderben anderer zu begründen? Und wie kann er wähen, berühmt zu werden, wenn er nur Unglück um sich sät? Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen die Staaten, die er schon besaß, nicht reicher; seine Untertanen haben keinen Gewinn davon, und er irrt sich, wenn er wähnt, daß er selbst dadurch glücklicher werde. Wie viele Fürsten haben durch ihre Feldherren Provinzen erobern lassen, die sie nie gesehen haben? Solche Eroberungen bestehen gewissermaßen nur in der Einbildung und haben für die Fürsten, die sie machen lassen, kaum etwas Wirkliches. Sie kosten das Glück vieler, um die Grillen eines einzigen zu befriedigen, der oft nicht einmal genannt zu werden verdient.

Gesetzt aber, dieser Eroberer unterwürfe die ganze Welt: kann er sie dann auch regieren? So groß ein Fürst sein mag, er bleibt doch ein beschränktes Wesen; kaum daß er die Namen seiner Provinzen behalten kann; und seine Größe dient nur dazu, seine wahre Kleinheit desto mehr zu offenbaren. Nicht die Ausdehnung des regierten Landes verschafft einem Fürsten Ruhm, nicht ein paar Meilen Gebiet mehr machen ihn groß; sonst müßten ja die, welche die größten Ländereien besitzen, am meisten geachtet sein.

Machiavells Irrtum über den Ruhm der Eroberer mag zu seiner Zeit allgemein gewesen sein, nicht aber seine Bosheit. Nichts ist abscheulicher, als gewisse Mittel, die er zur Erhaltung der Eroberungen vorschlägt; recht besehen, ist kein einziges von ihnen gerecht oder vernünftig. »Man soll«, sagt er, »das Geschlecht der Fürsten ausrotten, die vor der Eroberung herrschten.« Kann man solche Vorschriften ohne Entsetzen und Schauer lesen? Das heißt doch alles, was auf Erden heilig ist, mit Füßen treten, das heißt der Herrschaft die Bahn aller Laster eröffnen. Wie? Wenn ein Ehrgeiziger sich der

Staaten eines Fürsten mit Gewalt bemächtigt, hätte er dadurch auch das Recht, ihn ermorden, vergiften zu lassen? Aber ein Eroberer, der so handelt, würde ja eben dadurch einen Brauch einführen, der ihm selbst zum Verderben ausschlagen müßte. Ein anderer, noch Ehrgeizigerer und Geschickterer wird gegen ihn das Recht der Vergeltung ausüben, seine Staaten erobern und ihn ebenso grausam aus der Welt schaffen, wie er seinen Vorgänger. Machiavells Zeitalter liefert Beispiele genug dafür. Man sieht, wie Papst Alexander VI. nahe daran ist, wegen seiner Verbrechen abgesetzt zu werden. Sein furchtbarer Bastard Cesare Borgia verliert alle seine geraubten Besitzungen und kommt elendiglich um. Galeazzo Sforza wird mitten im Mailänder Dom ermordet; der Usurpator Ludwig Sforza stirbt in Frankreich in einem eisernen Käfig; die Herzöge von York und von Lancaster stürzen sich gegenseitig; den griechischen Thron besteigen nimmer die Mörder der vorigen Kaiser, bis schließlich die Türken ihre Lasterhaftigkeit benutzen und ihre geringe Macht vernichten. Sind heutzutage in den christlichen Staaten die Revolutionen seltener, so kommt dies daher, daß die Grundsätze der reinen Moral sich immer weiter verbreiten. Der Geist der Menschen wird aufgeklärter, sie sind weniger barbarisch; und der Dank dafür gebührt vielleicht den Schriftstellern, die Europa verfeinert haben.

Machiavells zweiter Grundsatz lautet: der Eroberer soll seinen Wohnsitz in seinen neuen Staaten aufschlagen. Das ist nicht grausam und erscheint in gewisser Hinsicht recht gut. Doch muß man bedenken, daß die Staaten der großen Fürsten meist eine solch Lage haben, daß sie deren Mittelpunkt schwerlich verlassen können, wenn nicht der ganze Staat es empfinden soll. Sie sind die erste Lebenskraft in diesem Körper und können daher die Mitte nicht verlassen, ohne daß die Glieder geschwächt werden.

Sein dritter politischer Grundsatz lautet: Man soll in den neuen Gebieten zur Sicherung ihrer Treue Kolonien anlegen. Der Verfasser stützt sich hier auf den Brauch der Römer, und er vergißt, daß die Römer, wenn sie bei der Anlegung ihrer Kolonien nicht auch Legionen hingeschickt hätten, ihre Eroberungen bald verloren hätten. Er vergißt ferner, daß die Römer außer diesen Kolonien und Legionen sich auch Bundesgenossen zu erwerben wußten. In den glücklichen Zeiten der Republik waren sie die klügsten Räuber, welche den Erdkreis je verwüstet haben. Was sie durch Unrecht gewonnen hatten, wußten sie durch Klugheit zu erhalten; endlich aber erfuhren sie das Schicksal aller Usurpatoren: die Reihe, unterdrückt zu werden, kam auch an sie.

Prüfen wir nun, ob diese Kolonien, zu deren Anlegung Machiavell seinem Fürsten so viele Ungerechtigkeiten anrät, so nützlich sind, wie er sagt. Entweder schickt man in ein erobertes Land starke Kolonien oder schwache. Sind die Kolonien stark, so entvölkert man seinen Staat beträchtlich, verdrängt eine große Anzahl der neuen Untertanen und schwächt dadurch seine Macht. Schickt man schwache Kolonien in das eroberte Land, so werden sie zur Sicherung des Besitzes wenig nützen: man macht also die, welche man verjagt, unglücklich, ohne viel Gewinn zu haben.

Weit besser ist also, in das unterworfenen Land Truppen zu schicken, die vermöge der Kriegszucht und der guten Ordnung das Volk nicht unterdrücken und den Städten, wo sie als Besatzung liegen, nicht zur Last fallen. Diese

Staatskunst ist weit vorzuziehen, war aber zu Machiavells Zeiten noch nicht bekannt. Damals unterhielten die Fürsten noch keine großen Heere; die Truppen waren meist nichts anderes als Räuberscharen, die gewöhnlich von Raub und Gewalttat lebten. Man kannte damals noch keine stehenden Heere, keine Magazine, Kasernen und tausend andere Einrichtungen, die einen Staat in Friedenszeiten sowohl gegen die Nachbarn, als auch selbst gegen die zu seiner Verteidigung bezahlten Soldaten sichern.

Ein Fürst soll die kleinen Nachbarfürsten an sich fesseln und beschirmen und soll Zwietracht zwischen ihnen säen, um den, welchen er will, zu erhöhen oder zu erniedrigen. So lautet Machiavells vierter Grundsatz, und so machte es Chlodwig, jener erste barbarische König, der zum Christentum übertrat. Einige Herrscher von nicht geringerer Grausamkeit ahmten ihm [ihn] nach. Aber Welch ein Unterschied zwischen diesen Tyrannen und einem redlichen Manne, der zwischen solchen kleinen Fürsten vermittelte, ihre Zwistigkeiten gütlich beilegte und durch seine Rechtschaffenheit, durch Beweise seiner völligen Unparteilichkeit bei ihrem Streite und durch völlige Uneigennützigkeit ihr Vertrauen gewänne! Seine Klugheit würde ihn zum Vater seiner Nachbarn machen, nicht aber zu ihrem Bedrucker; seine Größe würde sie beschirmen, anstatt sie zu stürzen.

Übrigens ist es wahr, daß Regenten, die andere Fürsten durch Gewalt erheben wollten, sich selbst gestürzt haben; unser Jahrhundert hat zwei Beispiele dafür geliefert: das eine ist Karl XII., der Stanislaus auf den polnischen Thron erhob, das andere ist noch neuer <sup>1</sup>.

Ich schließe also, daß kein Usurpator sich wahren Ruhm erwerben kann, daß Meuchelmord vom Menschengeschlecht stets verabscheut werden wird, daß die Fürsten, die gegen ihre neuen Untertanen ungerecht und gewalttätig sind, sich alle Herzen entfremden, anstatt sie zu gewinnen, daß sich Tyrannei nicht rechtfertigen läßt; und daß alle, die sie verteidigen wollen, ebenso falsche Schlüsse ziehen werden, wie Machiavell. Wer die Logik gegen die Wohlfahrt der Menschheit richtet, verwundet sich mit einem Schwerte, das uns nur zur Verteidigung gegeben ward.

#### 4. KAPITEL

### **[Warum das Reich des Darius, das Alexander erobert hatte, nach dessen Tode nicht gegen seine Nachfolger aufstand]**

**U**m den Geist der Völker richtig zu beurteilen, muß man sie miteinander vergleichen. Machiavell zieht in diesem Kapitel einen Vergleich zwischen den Türken und den Franzosen, die in Sitten, Gebräuchen und Meinungen gar zu verschieden sind. Er untersucht die Ursachen, weshalb das erstge-

---

<sup>1</sup> Gemeint ist wahrscheinlich der polnische Erbfolgekrieg (1733 — 39), in den Kaiser Karl VI. verwickelt wurde und durch den er (als österreichischer Großherzog) Neapel und Sizilien sowie Serbien und die Walachei verlor. [F2]

nannte Reich schwer zu erobern, aber ebenso leicht zu behaupten sei. Ferner gibt er an, weshalb Frankreich leicht zu erobern wäre, die Ruhe des Besitzers aber durch fortwährende Unruhen bedroht würde.

Der Verfasser betrachtet die Sache nur aus einem Gesichtspunkte und verweilt bloß bei den Regierungsformen. Er scheint zu glauben, die Macht des türkischen und persischen Reiches beruhe nur auf der allgemeinen Sklaverei dieser Völker und auf der Erhebung eines Einzigen zu ihrem Oberhaupte. Er ist der Meinung, ein unbeschränkter, festbegründeter Despotismus sei das sicherste Mittel für einen Fürsten, um ruhig zu regieren und seinen Feinden zu widerstehen.

Zu Machiavells Zeiten galten der Adel und die Großen in Frankreich noch als kleine Fürsten, die gewissermaßen die Macht des Königs teilten; dies führte zu Spaltungen, stärkte die Parteien und gab häufigen Aufständen Nahrung. Trotzdem weiß ich nicht, ob der Großtürke mehr Gefahr läuft, entthront zu werden, als ein König von Frankreich. Der Unterschied liegt darin, daß ein Türkenkaiser gewöhnlich von seinen Janitscharen erwürgt wird, während die Könige von Frankreich, die ums Leben gekommen sind, von Fanatikern ermordet wurden. Indes, Machiavell redet in diesem Kapitel mehr von allgemeinen Revolutionen als von Einzelfällen; er hat in der Tat einige Triebfedern eines sehr zusammengesetzten Mechanismus richtig erraten, aber die wichtigsten scheint er mir nicht untersucht zu haben.

Die Verschiedenheit des Klimas, der Nahrung, der Erziehung der Menschen verursacht eine gänzliche Verschiedenheit in ihrer Lebens— und Denkweise; so scheint ein italienischer Mönch von einem ganz anderen Schlage zu sein als ein gelehrter Chinese. Das tiefe, aber hypochondrische Gemüt eines Engländers ist grundsätzlich verschieden vom stolzen Sinn eines Spaniers, und ein Franzose besitzt so wenig Ähnlichkeit mit einem Holländer wie ein unruhiger Affe mit einer phlegmatischen Schildkröte.

Man hat von jeher die Beobachtung gemacht, daß die morgenländischen Völker sich durch Beharrlichkeit in ihren Sitten und ihren alten Bräuchen auszeichnen. Auch ihre von den Europäern so verschiedene Religion zwingt sie dazu, keine Unternehmung der von ihnen so genannten »Ungläubigen« gegen ihre Herren zu begünstigen, und läßt sie sorgfältig alles vermeiden, was ihren Glauben erschüttern und ihre Regierung stürzen könnte. Das ist es, was bei ihnen den Thron, nicht aber den Monarchen, sichert, denn dieser wird oft entthront, das Reich selbst aber nie umgeworfen.

Der Geist des französischen Volkes hingegen, der von dem der Muselmänner grundverschieden ist, war immer ganz oder teilweise die Ursache für die häufigen Umwälzungen dieses Reiches. Leichtsinn und Unbestand machen den Charakter dieser liebenswürdigen Nation aus. Die Franzosen sind unruhig, freisinnig und mutwillig und einer Sache bald überdrüssig; ihre Veränderungssucht hat sich selbst in den wichtigsten Dingen geäußert. Wie es scheint, haben jene zwei, von den Franzosen gehaßten und geachteten Kardinäle, die nacheinander dieses Reich beherrscht haben, Machiavells Grundsätze zur Unterdrückung der Großen benutzt und ihre Kenntnis des Nationalcharakters zur Abwendung der häufigen Stürme, mit denen die Leichtfertigkeit der Untertanen ihre Herrscher unablässig bedrohte.

Die Staatskunst des Kardinals Richelieu hatte kein anderes Ziel, als die Großen zu unterdrücken, um die Königsmacht zu heben und sie zur Grundlage der ganzen Staatsverwaltung zu machen. Dies gelang ihm so gut, daß heutzutage in Frankreich keine Spur von der Macht der Großen und des Adels und von jener Gewalt übrig ist, welche die Großen nach der Behauptung der Könige mißbrauchten.

Der Kardinal Mazarin trat in Richelieus Fußspuren. Er fand mancherlei Widerstand, drang aber durch. Er nahm auch noch dem Parlament <sup>1</sup> seine Vorrechte, so daß diese Körperschaft heute nur noch ein Schattenbild ist, das sich gelegentlich einbildet, es könnte noch einen Körper haben, das man aber gewöhnlich dahin zu bringen weiß, daß es diesen Wahn bereut.

Die gleiche Staatsklugheit, welche diese Minister in Frankreich bei der Begründung eines unumschränkten Despotismus leitete, lehrte sie auch die Kunst, die Nation in ihrem Leichtsinne und Unbestand angenehm zu unterhalten, um sie minder gefährlich zu machen. Liebe und Vergnügen veränderten den französischen Charakter so, daß dieselben Menschen, die dem großen Cäsar so lange Widerstand leisteten, die so oft das Joch der römischen Kaiser abwarfen, die unter den Valois <sup>2</sup> Fremde zu Hilfe riefen, die sich gegen Heinrich IV. verbündeten und unter den vormundschaftlichen Regierungen Unruhen erregten, daß diese Franzosen, sage ich, in unseren Tagen nur damit beschäftigt sind, dem Strudel der Mode zu folgen, in Geschmackssachen mit der äußersten Sorgfalt zu wählen, heute zu verachten, was sie gestern bewundert haben, und in allem, was sie betrifft, Wankelmut und Leichtsinne zu offenbaren, mit Geliebten, Zimmern und Vergnügungen zu wechseln. Doch das ist nicht alles; denn mächtige Heere und zahlreiche Festungen sichern dieses Reich auf immer seinen Herrschern, und sie haben gegenwärtig weder von inneren Kriegen, noch von Einfällen ihrer Nachbarn das Geringste zu befürchten.

## 5. KAPITEL

### **[Wie Städte der Fürstentümer zu beherrschen sind, die vor der Eroberung nach eignen Gesetzen lebten]**

**E**s gibt nach Machiavelli kein sichereres Mittel, einen eroberten Freistaat zu besitzen, als ihn zu zerstören. Das wäre in der Tat das unfehlbarste Mittel, um einer Empörung vorzubeugen! In London beging vor einigen Jahren ein Engländer die Tollheit, sich selbst zu töten. Auf seinem Tische fand man einen Zettel, worin er seinen Schritt rechtfertigte und angab, er habe sich das Leben genommen, um nie krank zu werden. Gerade so handelt ein Fürst, der einen Staat zerstört, um ihn nicht zu verlieren. Ich will mit Machiavelli nicht von Menschlichkeit reden: das hieße die Tugend entweihen. Man

---

1 Gemeint sind die Generalstände. Sie hatten zum letzten Mal im Jahre 1614 getagt und wurden erst wieder 1789 in der Französischen Revolution einberufen.

2 Valois - eine Nebenlinie der Kapetinger, die von 1328 bis 1589 die französischen Könige stellte

kann ihn schon durch sich selbst widerlegen und ihn bei jenem Eroberungsdrang fassen, welcher die Seele seines Buches ist, jenem Abgott der Politik und des Verbrechens.

Du sagst, Machiavell, ein Fürst müsse den von ihm eroberten Freistaat zerstören, um ihn sicher zu besitzen. Aber sage mir doch, zu welchem Zweck hat er diese Eroberung unternommen? Du wirst antworten, um seine Macht zu vergrößern und sich furchtbarer zu machen. Das wollte ich nur hören, um dir zu beweisen, daß er bei Befolgung deiner Grundsätze just das Gegenteil erreicht; denn diese Eroberung kostet ihm viel, und dann zerstört er das einzige Land, das ihn für seinen Verlust entschädigen konnte [könnte]. Du wirst doch zugeben, daß ein verwüstetes, entvölkertes Land keinem Fürsten durch seinen Besitz Macht verschaffen kann. Ich sollte glauben, ein Herrscher, dem die ungeheueren Wüsteneien von Libyen und Barka <sup>1</sup> gehörten, wäre nicht eben furchtbar, und eine Million von Pantern, Löwen und Krokodilen käme nicht in Anschlag gegen eine Million Untertanen, gegen reiche Städte, gegen gute Häfen voller Schiffe, gegen fleißige Bürger, gegen Heere und alles, was ein bevölkertes Land hervorbringt.

Alle Stimmen sind darin einig, daß die Macht eines Staates nicht in der Ausdehnung seiner Grenzen, sondern in der Zahl seiner Einwohner liegt. Man vergleiche Holland mit Rußland. Dort sieht man nichts als sumpfige, unfruchtbare Inseln, die sich aus dem Weltmeer erheben, eine kleine Republik, die nur 48 Meilen in der Länge und 40 in der Breite beträgt. Aber dieser kleine Körper ist ganz Nerv. Es ist dicht bevölkert, und dieses emsige Volk ist sehr mächtig und sehr reich. Es hat das Joch der spanischen Zwingherrschaft abgeworfen, welche zu jener Zeit die furchtbarste Monarchie in Europa war. Der Handel dieses Freistaates erstreckt sich bis an die Enden des Erdballes; dieser Staat kommt gleich hinter den Königreichen; er vermag zu Kriegszeiten ein Heer von 50.000 Mann zu unterhalten, ungerechnet eine zahlreiche, wohlausgerüstete Flotte.

Nun werfe man einen Blick auf Rußland. Hier sieht man ein unermeßliches Land, ein Gebiet, das dem Weltall gleicht, als es aus dem Chaos entstand. Dieses Reich grenzt einerseits an die große Tartarei und Ostindien, andererseits an das Schwarze Meer und an Ungarn. Seine Westgrenze erstreckt sich bis nach Polen, Litauen und Kurland, im Nordwesten stößt es an Schweden. Es mag 300 deutsche Meilen breit und über 600 Meilen lang sein. Das Land ist fruchtbar an Getreide und bringt alle Lebensmittel hervor, besonders im Distrikt von Moskau und gegen die kleine Tartarei zu; und bei all diesen Vorzügen zählt es allerhöchstens fünfzehn Millionen Einwohner. Dieses Volk, das jetzt in Europa eine Rolle zu spielen anfängt, ist als Land— und Seemacht um nichts mächtiger als Holland und steht ihm an Reichtum und Hilfsquellen weit nach.

Die Macht eines Staates liegt nicht in der Ausdehnung seinen Grenzen, noch im Besitz großer Wüsteneien oder unermeßlicher Einöden, sondern in der Zahl und im Reichtum der Einwohner. Es ist also des Fürsten Vorteil, sein Land zu bevölkern und blühend zu machen, nicht aber es zu verwüsten und zu zerstören. Erregt Machiavells Bosheit Abscheu, so erweckt seine Art zu

1 Barka - veralteter Name für die Kyrenaika im Osten Libyens

schlußfolgern Mitleid. Er hätte besser getan, erst richtig schließen zu lernen, als seine schändliche Staatskunst zu lehren.

Ein Fürst soll in einem neueroberten Freistaate seinen Wohnsitz; aufschlagen: so lautet des Verfassers dritter Grundsatz. Er ist gemäßiger als die übrigen. Aber ich habe im dritten Kapitel auf Schwierigkeiten verwiesen, die sich seiner Ausführung entgegenstellen. Mich dünkt, ein Fürst, der einen Freistaat erobert hat, wenn anders er gerechte Ursache hatte, ihn zu bekriegen, könnte sich damit begnügen, diesen Staat gezüchtigt zu haben, und ihm dann seine Freiheit zurückgeben. Freilich würden nur Wenige so denken. Wer es anders meint, könnte sich den Besitz seiner Eroberung dadurch sichern, daß er starke Besatzungen in die wichtigsten Plätze des Landes legte und im übrigen dem Volke den Genuß seiner ganzen Freiheit ließe.

Wie töricht sind wir doch! Wir wollen alles erobern, als ob wir Zeit hätten, alles zu besitzen, und als ob die Dauer unseres Lebens unbegrenzt wäre! Unsere Zeit verfliegt nur zu schnell, und oft, wenn man nur für sich zu arbeiten wähnt, arbeitet man bloß für unwürdige oder undankbare Nachfolger.

## 6. KAPITEL

### **[Von neuen Herrschaften, die durch eigne Waffen und Tapferkeit erworben werden]**

**H**ätten die Menschen keine Leidenschaften, so wäre es dem Machiavell zu verzeihen, daß er ihnen solche geben will; er wäre ein neuer Prometheus, welcher das Feuer vom Himmel raubte, um Maschinen zu beleben. Nun aber verhält es sich nicht so, und kein Mensch ist ohne Leidenschaften. Bleiben sie gemäßigt, so bilden sie die Seele der Gesellschaft; läßt man ihnen aber den Zügel nach, so zerstören sie dieselbe.

Von allen Gefühlen, welche sich unserer Seele bemächtigen, ist keine [keines, Herr von Oppeln—Bronikowski!] so traurig für die, welche ihren [sein] Stachel spüren, keine [keines] der Menschheit so zuwiderlaufend, keine [keines] für die Ruhe der Welt gleich schädlich, als zügelloser Ehrgeiz und unmäßige Begierde nach falschem Ruhme.

Ein Privatmann, der unglücklicherweise von Natur solche Neigungen hat, ist noch mehr für bedauernswert, als für töricht anzusehen. Er ist fühllos für die Gegenwart, er lebt nur in der Zukunft; nichts auf Erden kann ihn befriedigen; der Wermut der Ehrsucht mischt seine Bitterkeit in die süßesten Freuden. Noch unglücklicher aber ist ein ehrgeiziger Fürst; denn seine Torheit wird, da sie seiner Größe entspricht, nur um so ausschweifender, unbeherrschbarer und unersättlicher. So wie Ehren und Glanz diese Leidenschaft bei Privatpersonen nähren, so fordert die Ehrsucht der Monarchen ganze Provinzen und Reiche, und da es leichter ist, Ämter und Würden zu erlangen, als Königreiche zu erobern, so können Privatleute ihren Ehrgeiz noch eher befriedigen als Fürsten.

Machiavell stellt ihnen Moses, Cyrus, Romulus, Theseus und Hiero als Vorbilder auf. Diese Liste ließe sich noch durch die Namen einiger Sektenstif-

ter vergrößern, wie Mohammed in Asien, Manco Kapak <sup>1</sup> in Amerika, Odin im Norden und so viele Sektierer auf der ganzen Erde. Auch mögen die Jesuiten in Paraguay <sup>2</sup> mir erlauben, ihnen hier einen kleinen Platz anzubieten, der für sie nur ehrenvoll sein kann, da er sie in die Reihe der Gesetzgeber stellt.

Aber die Unredlichkeit, welche der Verfasser bei diesen Beispielen zeigt, verdient eine Rüge; denn es ist gut, alle Feinheiten und Listen dieses Verführers aufzudecken. Machiavell zeigt den Ehrgeiz nur von seiner guten Seite, wenn anders er eine solche hat. Er spricht nur von Ehrgeizigen, die vom Glücke begünstigt waren, verschweigt aber diejenigen, die ein Opfer ihrer Leidenschaft wurden. Das heißt die Welt hinters Licht führen, und es läßt sich nicht leugnen, daß Machiavell hier die Tyrannei nach Art eines Marktschreiers anpreist.

Warum nennt er nur den Gesetzgeber der Juden, den ersten König Athens, den Eroberer Persiens und den Gründer Roms, deren Pläne von Erfolg gekrönt wurden, und warum fügt er nicht das Beispiel einiger unglücklicher Anführer hinzu, um zu zeigen, daß der Ehrgeiz, wenn er einige wenige erhebt, eine viel größere Zahl ins Verderben stürzt? Ward nicht der Anführer der Wiedertäufer, Johann von Leyden, zu Münster mit glühenden Zangen gezwickt, verbrannt und in einem eisernen Käfig aufgehängt? Wenn Cromwell glücklich war, so ward sein Sohn doch entsetzt [als sein Nachfolger abgesetzt] und sah den ausgegrabenen Leichnam seines Vaters an den Galgen gehenkt <sup>3</sup>. Sind nicht drei oder vier Juden, die sich seit der Zerstörung Jerusalems als Messias aufwarfen, unter Martern hingerichtet worden, und mußte nicht der letzte am Ende Küchenjunge beim Großsultan werden, nachdem er zum Islam übergetreten war? Wenn Pipin seinen König mit Bewilligung des Papstes entthronte, so fiel doch der Herzog Heinrich von Guise <sup>4</sup>, der den seinen mit der gleichen Bewilligung absetzen wollte, durch Meuchelmord. Zählt, man nicht mehr als dreißig Sektenstifter und über tausend andere Ehrgeizige, die eines gewaltsamen Todes starben?

Auch dünkt mich, hat Machiavell den Moses recht unbedacht neben Romulus, Cyrus und Theseus gestellt. Entweder war Moses von Gott erleuchtet, oder er war es nicht. War er es nicht (was hier aber nicht angenommen werden soll), so könnte man ihn nur als einen Betrüger ansehen <sup>5</sup>, der sich Gottes ungefähr so bediente, wie die Dichter ihren *Deus ex machina* <sup>6</sup> benutzen, wenn sie den Knoten der Handlung nicht zu lösen vermögen. Dabei war Moses, rein menschlich genommen, so ungeschickt, daß er vierzig Jahre brauchte, um das jüdische Volk einen Weg zu führen, den es sehr bequem in sechs Wochen hätte zurücklegen können. Er hatte von der Weisheit der Ägypter sehr wenig gelernt und stand in dieser Hinsicht weit hinter Romulus, Theseus

1 Manco Kapac - Stadt in Bolivien

2 In der Tat hatte der Jesuitenorden de facto von 1588 bis 1767 einen eigenen Staat in Südamerika.

3 Eine symbolische Hinrichtung als Königsmörder (Karl I. † 1649)

4 Henri I. de Lorraine, duc de Guise, 1588 erdolcht

5 Am Hofe Friedrichs II. von Hohenstaufen († 1250!) wurde in der Tat die »Lehre von den drei Betrügern« diskutiert. Damit waren Moses, Jesus von Nazareth und der Massenmörder Mohammed gemeint.

6 *Deus ex machina* - im altgriechischen Theater schwebte im letzten Moment ein Gott ein, der alle angestauten Probleme löste



und den anderen Helden zurück. War Moses aber von Gott begeistert, wie es unstreitig der Fall war, so kann man ihn nur als blindes Werkzeug der göttlichen Allmacht ansehen, und in diesem Sinne ist er, lediglich als Mensch betrachtet, mit Theseus, Cyrus und jenen Helden nicht vergleichbar. Sie haben durch eigenen Mut und eigene Kraft größere Unternehmungen ausgeführt, als er mit Gottes unmittelbarer Hilfe.

Ich gebe insgemein [im allgemeinen] und unparteiisch zu, daß viel Geist, Mut und Gewandtheit dazu gehören, um einem Theseus, Cyrus, Romulus und Mohammed gleichzukommen, aber ich weiß nicht, ob das Beiwort tugendhaft auf sie paßt. Mut und Gewandtheit finden sich ebensowohl bei den Straßenräubern wie bei den Helden: der Unterschied zwischen beiden besteht nur darin, daß der Eroberer ein erlauchter Räuber, der gewöhnliche Straßendieb aber ein obskurer Spitzbube ist. Dem einen wird als Lohn für seine Gewalttaten Weihrauch und ein Lorbeerkranz zuteil, dem andren der Strick <sup>1</sup>.

Freilich wird jedesmal, wenn man eine neue Lehre auf Erden einführen will, sich eine Menge von Schwierigkeiten zu überwinden zeigen, und ein Prophet an der Spitze eines Heeres wird immer mehr Anhänger werben, als wenn er bloß mit Gründen ficht [kämpft]. Auch die christliche Religion war, solange sie sich nur durch Religionsgezänk erhielt, schwach und unterdrückt; sie breitete sich erst in Europa aus, als sie Ströme Bluts vergossen hatte. Andererseits hat man Meinungen und neue Lehren auch oft mit weniger Mühe in die Welt setzen können: wieviele Religionen, wieviele Sekten sind nicht mit unglaublicher Leichtigkeit eingeführt worden! Nichts ist zur Beglaubigung neuer Lehren geeigneter als Fanatismus. Kurz, mich dünkt es, daß Machiavell sich über diesen Gegenstand viel zu entscheidend ausgedrückt hat.

Zum Schluß muß ich noch einige Betrachtungen über das Beispiel des Hiero von Syrakus machen, das Machiavell denen hinstellt, welche sich mit Hilfe ihrer Freunde und ihrer Truppen emporschwingen wollen.

Hiero nämlich verabschiedete seine Freunde und seine Soldaten, die ihm zur Ausführung seiner Pläne geholfen hatten. Er knüpfte hierauf neue Freundschaften und warb andere Kriegsvölker an. Trotz Machiavell und aller Undankbaren behauptete ich jedoch daß Hieros Politik sehr fehlerhaft war und daß es weit klüger ist, sich auf solche Truppen zu verlassen, die man bereits erprobt hat und auf solche Freunde, deren Treue man kennt, als auf Unbekannte, deren man nicht sicher ist. Ich überlasse es meinen Lesern, diesen Gedankengang weiter zu verfolgen; alle die, welche den Undank verabscheuen und so glücklich sind, die Freundschaft zu kennen, werden das Übrige sich leicht hinzudenken können.

Noch muß ich die Leser darauf aufmerksam machen, in welchem verschiedenen Sinne Machiavell seine Wörter gebraucht. Man lasse sich nicht täuschen, wenn er sagt, daß *die Tugend ohne Gelegenheit nichts sei*. Bei ihm bedeutet dies, daß die Schurken und Waghalsigen ohne günstige Umstände ihre Talente nicht zeigen können. Dies ist die Geheimsprache des Verbre-

---

1 Strick - für Gutmenschen, die alle Menschen lieben: sie werden am Galgen aufgehängt. In den zivilisierten Ländern ist die **Todesstrafe** abgeschafft worden. Jedoch könnten wir sicherer leben, wenn von Zeit zu Zeit einer dieser »Flüchtlinge« (Asylbanditen) einen Kopf kürzer gemacht würde. Diese Strafe hätte sicherlich abschreckende Wirkung.

chens, die man kennen muß, um die Dunkelheiten des Verfassers zu enträtseln. Die Italiener nennen Musik, Malerei, Mathematik *la virtù*; aber die *virtù* Machiavells ist die Tücke.

Im allgemeinen scheint es mir — um dieses Kapitel zu beschließen —, daß die einzige Gelegenheit, die ein Privatmann hat, sich ohne Verbrechen zur Herrscherwürde emporzuschwingen, die ist, wenn er in einem Wahlreiche geboren ist oder wenn er sein Vaterland befreit. Sobieski in Polen, Gustav Wasa in Schweden, die Antonine in Rom sind die Helden dieser beiden Arten. Wenn Cesare Borgia das Vorbild der Machiavellisten ist, so ist das meine Marc Aurel!

## 7. KAPITEL

### [Von neuen Fürstentümern, die durch fremde Hilfe und durch Glück erworben werden]

**M**an vergleiche den Fürsten, wie ihn Fénelon schildert, mit dem des Machiavell, und man wird an dem einen Güte, Gerechtigkeit und alle Tugenden erkennen. Er scheint zu den reinen Geistern zu gehören, deren wachsender Weisheit, wie man sagt, die Regierung der Welt anvertraut ist. An dem anderen aber sieht man Ruchlosigkeit, Betrug, Tücke, Verrätereie und alle Laster; kurz, er ist ein Ungeheuer, welches die Hölle selbst kaum hervorbringen könnte. Und wie unsere Natur sich zur Natur der Engel zu erheben scheint, wenn wir Fénelons »Telemach« lesen, so scheint sie sich den Teufeln der Hölle zu nähern, wenn man Machiavells Fürstenspiegel liest.

Cesare Borgia, oder der Herzog von Valentinois, hat Machiavell als Muster für seinen Fürsten gedient: ihn stellte er mit großer Unverschämtheit allen denen zum Vorbild auf, die sich in der Welt mit Hilfe ihrer Freunde oder ihrer Waffen erheben. Es ist daher unerlässlich, diesen Cesare Borgia kennen zu lernen, um sich einen Begriff von dem Helden wie von dem Schriftsteller, der ihn preist, zu bilden.

Es gibt kein Verbrechen, das Cesare Borgia nicht beging. Er ließ seinen Bruder, der im Ruhm und in der Liebe sein Nebenbuhler war, fast vor den Augen seiner eigenen Schwester ermorden. Er ließ die Schweizer des Papstes niederhauen, um sich an einigen Schweizern zu rächen, die seine Mutter beleidigt hatten. Er beraubte Kardinäle, um seine Habgier zu sättigen. Er entriß die Romagna dem Herzog von Urbino, ihrem Besitzer; er ließ seinen eigenen Untertyrannen, den grausamen d'Orco, töten. Durch eine abscheuliche Verrätereie ließ er zu Sinigaglia mehrere Fürsten umbringen, deren Leben er seinen Interessen für nachteilig hielt; er ließ eine Venezianerin, die er gemißbraucht hatte, ertränken. Und wie viele Grausamkeiten geschahen nun gar auf seinen Befehl! Wer könnte alle seine Verbrechen zählen? Das war der Mann, den Machiavell allen erhabenen Geistern seiner Zeit und den Helden des Altertums vorzieht und dessen Leben und Taten er denen, welche das Glück erhebt, als würdiges Vorbild hinstellt. Doch ich muß Machiavell mehr ins einzelne folgen, um ihn zu widerlegen, damit die, welche gleich ihm denken, keine Ausflüchte

mehr haben. Cesare Borgia gründete den Plan seiner Größe auf die Vernichtung der Fürsten Italiens. Um die Güter meiner Nachbarn an mich zu reißen, muß ich sie schwächen, und um sie zu schwächen, muß ich sie entzweien: das ist Verbrecherlogik.

Borgia suchte nach einem Rückhalt. Folglich mußte Alexander VI. dem König Ludwig XII. die Erlaubnis zur Ehescheidung geben, wofür ihm dieser Hilfe leistete <sup>1</sup>. Auf die Art haben so viele Politiker, die für das Seelenheil der Welt zu sorgen hatten, statt an den Himmel, nur zu oft an ihren eigenen Vorteil gedacht <sup>2</sup>. Wenn Ludwigs XII. Ehe geschieden werden mußte, so mußte der Papst dies tun, vorausgesetzt, daß er die Macht dazu hatte <sup>3</sup>; lag aber kein Grund zur Scheidung vor, so hätte nichts das Oberhaupt der römischen Kirche dazu bestimmen dürfen.

Borgia brauchte Kreaturen; er gewann daher die Anhänger der Orsini durch Geschenke; aber wir wollen bei ihm keine Fehler aufsuchen, die keine offenbaren Verbrechen sind, und ihm seine Bestechungen gern verzeihen, weil sie wenigstens den Schein von Wohltaten haben. Borgia wollte mehrere Fürsten aus dem Hause Orsini, den Vitellozzo, den Oliviero di Fermo usw. aus dem Weg schaffen, und er war, wie Machiavell sagt, so klug, sie nach Sinigaglia zu locken, wo er sie verräterischerweise umbrachte. Treu und Glauben mißbrauchen, schändliche Listen anwenden, Meineid schwören, Meuchelmord üben: das nennt dieser Lehrer des Verbrechens Klugheit! Ich frage aber: ist es klug, der Welt zu zeigen wie man betrügen und Meineid begehen kann? Schafft man alle Redlichkeit und die Heiligkeit des Eides ab, welche Bürgschaft bleibt dann für die Treue der Menschen? Gibst du ein Beispiel des Verrats, so fürchte selbst Verrat; gibst du Beispiele des Meuchelmords, so fürchte die Hand deiner eignen Schüler. Borgia setzt den grausamen d'Orco als Statthalter der Romagna ein, um einige Unordnungen abzustellen. Er bestrafte also bei anderen mit äußerster Härte geringere Verbrechen, als er selbst beging! Borgia, der gewalttätigste Usurpator, der falscheste Meineidige, der grausamste Meuchelmörder, der feigste Giftmischer, verurteilte also zu den entsetzlichsten Strafen ein paar Spitzbuben und unruhige Köpfe, die den Charakter ihres neuen Herrn im Kleinen und nach ihren geringen Fähigkeiten nachahmten!

---

1 Logischerweise ist das so. Nur die dummen Deutschen unter Merkel machen da eine Ausnahme, beispielsweise gibt Frau Merkel 20 Mio Euro, weil der arme Jemen angeblich hungert. Einfach so, ohne jede Gegenleistung des Jemens selbst, seiner Nachbarländer oder der UNO. Daß der Jemen als islamisches Land gegen andere islamische Länder Krieg bzw. einen Stellvertreterkrieg führt und diese reich genug sind, um den Hunger zu bekämpfen, interessiert die böse alte Frau nicht. Auch daß dieser Krieg eine innerislamische Angelegenheit ist und man sich da nicht einmischen sollte, ist der Berliner Bonzokratie unbekannt. Auch, daß das ein Fall für die innerislamische Solidarität wäre, wird nicht erwogen. Kein Wunder, daß Deutschland die Asylschmarotzer aus der islamischen Welt anzieht wie der Scheißhaufen die Abortfliegen. (s. a. Fußnote Seite 97)

2 Diese Stelle ist in der ersten Fassung abgemildert: »Auf die Art haben so viele Politiker die Welt hintergangen und nur an ihren Vorteil gedacht, indes sie am eifrigsten an den Himmel zu denken schienen.« [F2]

3 Die hatte er schon; der Herr von Oppeln—Bronikowski meint natürlich »wenn es einen Grund dafür gibt«, er kann es nur nicht richtig ausdrücken.

Der König von Polen <sup>1</sup>, dessen Tod neulich so viele Unruhen in Europa erregt hat, handelte viel übereinstimmender mit sich selbst und viel edelmütiger gegen seine sächsischen Untertanen. Die sächsischen Gesetze bestrafte jeden Ehebrecher mit Enthauptung. Ich will mich hier nicht auf den Ursprung des barbarischen Gesetzes einlassen, das mehr für die italienische Eifersucht, als für die deutsche Geduld zu passen scheint. Ein Unglücklicher, der dieses Gesetz übertreten hatte, wurde verurteilt, und August der Starke sollte das Todesurteil unterzeichnen. Aber August kannte die Macht der Liebe und die Forderungen der Menschlichkeit: er begnadigte den Verbrecher und hob ein Gesetz auf, das ihn selbst stillschweigend verurteilte. Das Betragen dieses Königs war zartfühlend und menschlich; Cesare Borgia hingegen strafte wie ein wütender Tyrann.

Zuletzt ließ Borgia den grausamen d'Orco, der seine Absichten so restlos erfüllt hatte, in Stücke hauen und bestrafte derart das Werkzeug seiner eignen Barbarei, um sich beim Volke beliebt zu machen. Das Joch der Tyrannei wird nie drückender, als wenn der Tyrann den Schein der Unschuld annehmen will und die Unterdrückung unter dem Mantel des Gesetzes stattfindet.

Borgias Vorsicht erstreckte sich über den künftigen Tod des Papstes hinaus; er begann alle die aus der Welt zu schaffen, deren Güter er an sich gerissen hatte, damit kein neuer Papst sie gegen ihn ausspielen könnte. Das ist die schiefe Ebene des Verbrechens: um vergeuden zu können, muß man Güter besitzen; um diese zu erlangen, muß man sie ihren Besitzern entreißen; um sie in Sicherheit zu genießen, muß man diese ausrotten. Es ist die Logik der Straßenräuber.

Um einige Kardinäle zu vergiften, lädt Borgia sie bei seinem Vater zum Nachtmahl ein. Aus Versehen trinken er und der Papst den vergifteten Wein; Alexander VI. stirbt, Borgia kommt zwar davon, führt aber fortan ein elendes Dasein, als würdigen Lohn für Giftmischerei und Meuchelmord.

So sehen die Klugheit, die Geschicklichkeit und die Tugend aus, die Machiavell zu preisen nicht müde wird. Bossuet, Flechir und Plinius hätten zur Ehre ihrer Helden nicht mehr sagen können, als Machiavell über Cesare Borgia. Wäre seine Lobpreisung nur ein Gedicht oder eine rhetorische Figur, so könnte man seinen Scharfsinn loben und seine Wahl verwerfen. Aber sie ist das gerade Gegenteil; sie ist ein politischer Traktat, der auf die Nachwelt komme soll; sie ist ein sehr ernstes Werk, worin Machiavell dem abscheulichsten Ungeheuer, das die Hölle je auf die Erde gespien hat, in schamloser Weise Lob spendete. Das heißt, sich kalten Blutes dem Hasse des Menschengeschlechts aussetzen.

## **8. KAPITEL**

### **[Von denen, welche durch Verbrechen zur Herrschaft gelangt sind]**

---

<sup>1</sup> August der Starke, † 1733

**I**ch bediene mich zu Machiavells Widerlegung nur seiner eignen Worte. Was könnte ich Schlimmeres von ihm sagen, als daß er hier Regeln für die aufstellt, welche durch ihre Verbrechen zur höchsten Macht gelangt sind? So lautet die Überschrift dieses Kapitels. Lehrte Machiavell das Verbrechen an einer Verbrecherschule, wäre er Professor des Meineids an einer Universität für Verräter, so wäre es nicht zu verwundern, daß er dergleichen Gegenstände behandelt. Nun aber redet er zu allen Menschen; denn ein Schriftsteller, der sein Werk drucken läßt, teilt sich der ganzen Welt mit. Ja, er wendet sich vornehmlich an die, welche die tugendhaftesten unter allen Menschen sein sollen, weil sie dazu bestimmt sind, die anderen zu regieren. Was gibt es Verwucherteres und Frecheres, als gerade ihnen Meuchelmord und Verbrechen zu lehren?

Für die Wohlfahrt der Menschheit wäre es weit mehr zu wünschen, daß Beispiele wie die des Agathokles oder des Oliviero di Fermo, die Machiavell so gern anführt, auf immer unbekannt geblieben wären. Die Lebensbeschreibung jener Männer vermag bei Menschen, welche Neigung zum Bösen haben, aber sich selbst nicht recht kennen, diesen gefährlichen Keim zu entwickeln. Wie viele junge Leute haben sich den Geist nicht durch Romanlesen verdorben, so daß sie nun gerade so denken und sehen wie Gandalin und Medor <sup>1</sup>? Es liegt etwas Ansteckendes in der Denkungsart, ein Geist dem andern mitteilt. Jener außerordentliche Mann, jener König, der ein Abenteurer aus der Ritterzeit zu sein schien, jener fahrende Held, bei dem alle Tugenden übertrieben waren und zu Lastern ausarteten, mit einem Worte: Karl XII. <sup>2</sup> trug von zartester Kindheit an das Leben Alexander des Großen stets bei sich, und viele Personen, die diesen nordischen Alexander genau gekannt haben, versichern, daß eigentlich Quintus Curtius Polen verwüstete, daß Stanislaus nach dem Vorbilde des Abdolonimus auf den Thron erhoben ward und daß die Schlacht von Arbela die Niederlage von Pultawa herbeiführte. Darf ich wohl nach einem so großen Beispiele geringere anführen? Mich dünkt, wenn von der Geschichte des menschlichen Geistes die Rede ist, verschwindet der Unterschied der Stände und Lebensarten: die Könige sind nichts weiter als Menschen, und alle Menschen sind einander gleich: denn wir haben hier nur im allgemeinen mit den Eindrücken oder Veränderungen zu tun, die durch gewisse äußere Ursachen auf den menschlichen Geist eingewirkt haben. — Ganz England weiß, was vor einigen Jahren in London geschah. Dort ward ein ziemlich mäßiges Lustspiel unter dem Titel »Diebes— und Bettlerstreiche« gegeben; der Gegenstand des Stückes war die Darstellung einiger Spitzbübereien und listiger Streiche der Diebe. Beim Verlassen der Vorstellung fand es sich, daß viele Personen ihre Ringe, Dosen und Uhren vermißten; der Verfasser bekam so schnell Schüler, daß sie selbst im Parterre seine Lehren schon ausübten. Dies beweist nach meiner Meinung zur Genüge, wie gefährlich es ist, böse Beispiele aufzustellen <sup>3</sup>.

---

1 Das scheinen damals populäre und heute längst vergessene Gestalten aus der Schäfer— und Hirtenliteratur zu sein.

2 Karl XII. - schwed. König, † 1718

3 Diese Anekdote ist erst in der zweiten Fassung ausgelassen.

[F2]

Und weil diese dämlichen Gutmenschen »Rettungs«schiffe (es sind **Schleuserschiffe**) im Mittelmeer vor der libyschen Küste kreuzen lassen, machen sich immer mehr Neger auf

Machiavells erste Betrachtung über Agathokles und Fermo betrifft die Ursachen ihrer Sicherheit in ihren kleinen Staaten, ungeachtet ihrer Grausamkeit. Er sieht die Ursache darin, daß sie ihre Grausamkeiten stets zur rechten Zeit begingen; denn bei unserem Lehrer der Staatskunst heißt es, mit Klugheit barbarisch und mit Logik tyrannisch sein, wenn man alle Gewalttaten und Verbrechen, die man für vorteilhaft hält, auf einmal begeht. Laßt die ermorden, welche euch verdächtig sind, sowie die, welche sich für eure Feinde erklären; nur schiebt eure Rache nicht auf! Machiavell billigt Taten wie die Sizilianische Vesper und das abscheuliche Blutbad der Bartholomäusnacht, wo Verbrechen geschahen, vor denen die Menschheit schaudert. Die Schändlichkeit dieser Verbrechen gilt diesem Ungeheuer für nichts, wenn sie nur auf solche Weise verübt werden, daß sie dem Volke Eindruck machen und im ersten Augenblick Schrecken erregen; und als Ursache dafür gibt er an, daß das Volk sie viel rascher vergißt, als nach und nach begangene, immer wiederholte Grausamkeiten, — als ob es nicht gleich schlimm wäre, tausend Menschen an einem Tage hinzuschlachten, als sie in verschiedenen Zeiträumen ermorden zu lassen!

Aber nicht genug, daß Machiavells schändliche Moral aufgedeckt wird; ich muß auch seine Unrichtigkeiten und seine Unredlichkeit nachweisen. Es ist zunächst falsch, daß Agathokles die Früchte seiner Untaten in Ruhe genossen habe. Er war fast immer mit den Karthagern in Kriege verwickelt; ja er mußte sein Heer in Afrika zurücklassen, und dieses ermordete nach seiner Abreise seine Söhne, und er selbst starb an einem Gifttrank, den sein Enkel ihm beibringen ließ. Oliviero di Fermo kam zum gerechten Lohn für seine Verbrechen durch Borgias Verräterei um, ein Jahr nach seiner gewaltsamen Erhebung, und so scheint sein schneller Fall die Strafe vorweg genommen zu haben, die der allgemeine Haß ihm bereitete. Das Beispiel des Oliviero di Fermo durfte also vom Verfasser nicht angeführt werden, da es nichts beweist. Machiavell will nämlich zeigen, daß das Verbrechen vom Glück begünstigt wird, weil er sich schmeichelt, hierin einen guten Grund, oder doch wenigstens ein erträgliches Argument zu seiner Empfehlung gefunden zu haben.

Gesetzt aber auch, das Verbrechen könnte mit Sicherheit ausgeübt werden, gesetzt, ein Tyrann hätte keinen tragischen Tod zu befürchten, so wird er doch nicht minder unglücklich sein, weil er sich als Schandfleck der Menschheit ansehen muß. Denn niemals kann er das Zeugnis seines Gewissens, das gegen ihn spricht, unterdrücken; niemals kann er der mächtigen Stimme Stillschweigen gebieten, die sich auch auf dem Königsthron vernehmen läßt; niemals kann er der düsteren Schwermut entgehen, die seine Einbildungskraft peinigt und die schon auf Erden sein Henker ist.

Man lese das Leben eines Dionys, eines Tiberius, eines Nero, eines Ludwigs XI., einen Iwan Wasiliewitsch und anderer Tyrannen, so wird man finden, daß diese Ungeheuer, die ebenso unsinnig wie wild waren, aufs unglücklichste endeten. Der Grausame ist von menschenfeindlichem, gallsüchtigem Temperament; bekämpft er diese unglückliche Gemütsanlage nicht beizeiten, so wird er unfehlbar ebenso wild wie wahnwitzig. Gäbe es auch keine Gerech-

---

den Weg ins Gelobte Land und ersaufen. Warum aber ertrinkt vor der australischen Küste niemand?

tigkeit auf Erden und keine Gottheit im Himmel, so müßten die Menschen schon deshalb tugendhaft sein, weil allein die Tugend sie vereint und zu ihrer Erhaltung durchaus notwendig ist; das Laster aber kann sie nur unglücklich machen und ins Verderben stürzen.

## 9. KAPITEL

### [Der Volksfürst]

Kein Gefühl ist von unserem Wesen unzertrennlicher als das Freiheitsgefühl. Der höchstkultivierte Mensch und der rohste Natursohn sind gleichermaßen von ihm durchdrungen, denn da wir ohne Fesseln geboren werden, so wollen wir auch ohne Zwang leben. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Trotzes hat so viele große Männer auf Erden hervorgebracht und die Verfassung der Freistaaten veranlaßt, welche eine Art von Gleichheit unter den Menschen herstellt und sie dadurch dem natürlichen Zustande näher bringt.

Machiavell gibt in diesem Kapitel gute politische Lehren für die, welche sich durch Einwilligung der Oberhäupter eines Freistaates zur höchsten Macht erheben. Dies ist der einzige Fall, wo er erlaubt, ein ehrlicher Mann zu sein; nur leider tritt dieser Fall fast nie ein. Der republikanische Geist wacht auf das eifersüchtigste über seine Freiheit; er beargwöhnt alles, was ihm Banden anlegen kann, und empört sich schon gegen den Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, die das Joch der Tyrannei abgeworfen haben, um sich der Unabhängigkeit zu erfreuen; aber keines, das frei war und sich gutwillig der Sklaverei unterwarf.

Mehrere Freistaaten sind im Laufe der Zeit wieder unter den Despotismus geraten. Ja, fast scheint dies ein unvermeidliches Übel [zu sein], das ihnen allen bevorsteht: denn wie könnte eine Republik ewig all den Einflüssen widerstehen, die ihre Freiheit untergraben? Wie könnte sie beständig die Ehrsucht der Großen, die sie in ihrem Schoße nährt, zügeln? Wie könnte sie auf die Dauer alle Verführungen und geheimen Ränke ihrer Nachbarn und die Bestechung ihrer eignen Mitglieder durch Wachsamkeit abwenden, solange der Eigennutz unter den Menschen allmächtig bleibt? Wie kann sie hoffen, alle die Kriege, die sie zu führen hat, stets glücklich zu beenden? Wie all den Umständen vorbeugen, die ihre Freiheit bedrohen, den kritischen Augenblicken, den Zufällen, welche die Bestochenen und die Waghalsigen zu benutzen verstehen? Werden ihre Truppen von feigen und furchtsamen Führern befehligt, so wird der Staat ein Raub seiner Feinde; stehen an ihrer Spitz tapfere und kühne Männer, so werden sie im Frieden gefährlich, nachdem sie im Kriege nützlich gewesen sind <sup>1</sup>. Fast alle Republiken haben sich aus dem Abgrund der Sklaverei zum Gipfel der Freiheit erhoben und sind fast alle aus dieser Freiheit in die Knechtschaft zurückgestürzt worden. Dieselben Athener, die zur Zeit des Demodthenes gegen Philipp von Mazedonien Beleidigungen austießen, krochen vor Alexander; dieselben Römer, die nach Vertreibung der

---

<sup>1</sup> Deshalb strukturierte Stalin 1946 die Rote Armee zur Sowjetarmee um, Schukow, der seine Popularität hemmungslos genoß, wurde degradiert.

Tarquinier den Königsnamen verabscheuten, ertrugen einig Jahrhunderte später geduldig alle Grausamkeiten ihrer Kaiser; und dieselben Engländer, die Karl I. wegen seiner Eingriffe in ihre Rechte zum Tode verurteilten, beugten ihren starren Sinn unter die übermütige und geschickte Tyrannei ihres Lord-Protektors. Nicht also diese Republiken haben sich nach freier Wahl einen Herrn gegeben, sondern unternehmende Männer, von günstigen Umständen unterstützt, haben sie gegen ihren Willen unterjocht.

So wie die Menschen geboren werden, eine Zeitlang leben und dann durch Krankheiten oder vor Alter hinsterven, ebenso entstehen die Freistaaten, blühen einige Jahrhunderte und gehen endlich durch den Wagemut eines Bürgers oder durch die Waffen ihrer Feinde unter. Alles hat seine Zeit, auch die größten Weltreiche sind dem Wechsel unterworfen. Alle Republiken fühlen, daß ihre Stunde schlagen wird, und betrachten jede allzu mächtige Familie als einen Keim der Krankheit, an der sie sterben werden. Nie wird man wahrhaft freie Republikaner bereden können, sich einen Herrn zu geben, auch den besten nicht, denn sie werden stets antworten:

»Besser von den Gesetzen, als von der Laune eines Menschen abzuhängen<sup>1</sup>. Die Gesetze sind in ihrem Wesen gerecht; sie sind das Heilmittel gegen unsere Übel, und dieses Heilmittel verwandelt sich in den Händen dessen, der nur zu wollen braucht, gar zu leicht in ein tödliches Gift. Überdies ist die Freiheit ein Gut, das man bei der Geburt mitbringt; aus welchen Gründen also — sagen die Republikaner — sollen wir auf dieses Gut verzichten? Es ist ebenso verbrecherisch, sich gegen einen durch die Gesetze bestätigten Monarchen aufzulehnen, wie eine Republik unterjochen zu wollen.«

## 10. KAPITEL

### [Wie die Kräfte aller Fürstentümer zu bemessen sind]

Seit der Zeit, da Machiavell seinen staatsklugen »Fürsten« schrieb, hat sich die Welt derart geändert, daß man sie kaum wiedererkennt. Kehrete einer der geschickten Feldherren Ludwigs XII. heute auf die Erde zurück, so fände er sich gar nicht zurecht. Er sähe, daß man mit zahllosen Heeren Krieg führt, die man kaum im Felde unterhalten kann, und die man doch im Frieden wie im Kriege bei der Fahne hält, wogegen zu seiner Zeit eine Handvoll Men-

1 Der Rest dieses Absatzes fehlt in der 1. Fassung. [F2]

Wie wahr! Wir erleben das jetzt (15.07.2018) in Deutschland am Beispiel eines sogenannten Menschen namens Sami al Mujtaba, der in seine Heimat Tunesien abgeschoben wurde. Er hätte seit 20 Jahren nicht in Deutschland (auf Kosten des arbeitenden Deutschen Volkes) leben dürfen, aber er »wehrte« sich (seine Anwältin wird aus dem gleichen Fond bezahlt und verdient schönes Geld mit ihm). Nachdem der Flieger in der Luft ist, wird die Abschiebung untersagt, er muß zurückgeholt werden. Die Tunesier tun nun das, was im »Rechtsstaat« Deutschland bei diesem Haßprediger und Bin—Laden—Leibwächter nicht möglich war — sie ermitteln gegen ihn wegen Terrorverdacht. Das passiert, wenn **totale Gesetzlosigkeit mit totaler Gesetzestreue kombiniert** wird — Merkel—Deutschland!



schen zu den glänzendsten Taten und zur Ausführung der größten Unternehmungen genügte und die Truppen nach beendigtem Kriege entlassen wurden. Statt eiserner Rüstungen, Lanzen und Radschloßbüchsen fände er Uniformen, Flinten und Bajonette, neue Arten, sich zu lagern, Festungen einzuschließen und Schlachten zu führen, vor allem aber die Kunst, diese Truppenmassen zu verpflegen, eine Kunst, die jetzt ebenso nötig ist, als es damals die Kunst, den Feind zu schlagen, nur sein konnte.

Was würde aber Machiavell erst sagen, wenn er sähe, auf welche Art der europäische Staatskörper jetzt eingerichtet ist, und wie viele große Fürsten heute eine Rolle spielen, die zu seiner Zeit noch ganz belanglos waren, wenn er die festbegründete Königsmacht, die Art, wie die Fürsten jetzt miteinander unterhandeln, und das europäische Gleichgewicht sähe, das durch die Bündnisse einiger mächtiger Fürsten bewirkt wird und das nur den Zweck hat, die Ehrsuchtigen in Schranken zu halten und die Ruhe der Welt zu erhalten?

Alle diese Dinge haben eine so große und allgemeine Veränderung herbeigeführt, daß die meisten von Machiavells Grundsätzen auf die heutige Staatskunst nicht mehr anwendbar sind. Das ergibt sich besonders aus diesem Kapitel, und ich muß noch einige Beispiele dafür beibringen. Machiavell meint, ein Fürst, der ein ausgedehntes Land und dabei viel Geld und Truppen hat, könne sich durch eigne Kraft, ohne den Beistand von Bundesgenossen, der Angriffe seiner Feinde erwehren. Dem wage ich zu widersprechen. Ja, ich behaupte sogar, wie gefürchtet ein Fürst auch sei, so kann er mächtigen Feinden doch nicht allein widerstehen, sondern darf notwendig des Beistandes einiger Bundesgenossen. Wäre doch der mächtigste und furchtbarste Fürst Europas, Ludwig XIV., im spanischen Erbfolgekrieg fast unterlegen! Und konnte er, weil es ihm an Bundesgenossen fehlte, der übermächtigen Verbindung so vieler Könige und Fürsten kaum mehr widerstehen, wieviel weniger kann ein Fürst, der ihm an Macht nachsteht, allein und ohne starke Bündnisse bleiben, ohne ein gewagtes Spiel zu spielen!

Man sagt zwar, und es wird ohne viel Überlegung nachgesprochen, daß Verträge nichts wert seien, weil sie doch fast nie in allen Punkten erfüllt werden und weil man hierüber in unsren Tagen nicht gewissenhafter ist, als man es zu jeder anderen Zeit war. Wer so denkt, dem antworte ich: Ich gebe gern zu, daß es alte und sogar sehr neue Beispiele von Fürsten gibt, die ihre Versprechungen nicht genau erfüllt haben; aber dennoch ist es sehr vorteilhaft, Verträge zu schließen. Die Bundesgenossen, die man gewinnt, sind um so viele Feinde weniger, und leisten sie auch keinen Beistand, so bringt man sie doch wenigstens dahin, eine strikte Neutralität zu wahren.

Machiavell spricht hierauf von den *Principini*, von jenen Miniaturfürsten, die nur einen kleinen Staat besitzen und kein Heer ins Feld stellen können. Der Verfasser dringt sehr darauf, daß sie ihre Hauptstadt befestigen, um sich im Kriegsfall mit ihren Truppen darin einzuschließen. Die Fürsten, von denen Machiavelli redet, sind eigentlich nur ein Zwittergeschlecht zwischen Fürsten und Privatleuten; sie spielen die Herrscher nur vor ihrem Hausgesinde, und der beste Rat, den man ihnen erteilen könnte, wäre nach meiner Meinung der, daß sie ein wenig von der unendlichen Einbildung ließen, die sie

von ihrer eignen Größe hegen, sowie von der außerordentlichen Verehrung gegen ihr altes und berühmtes Geschlecht und von dem unantastbaren Eifer für ihr Wappenschild. Vernünftige Leute behaupten, solche Prinzen täten besser, wenn sie in der Welt bloß als wohlhabende Herren aufträten, aber völlig die Stelzen ablegten, auf welche ihr Stolz sie erhoben hat; wenn sie sich höchstens eine Leibwache hielten, wie sie nötig ist, um Diebe aus ihrem Schloß zu verjagen, wenn anders diese so verhungert wären, dort ihre Nahrung zu suchen, und wenn sie die Wälle, die Mauern und alles, was ihrer Residenz das Ansehen einer Festung geben kann, schleifen ließen.

Die Gründe sind folgende. Die meisten kleinen Fürsten, namentlich in Deutschland, richten sich durch ihren Aufwand zugrunde, der ihre Einkünfte bei weitem übersteigt und wozu der Taumel ihrer eitlen Größe sie verleitet. Um die Ehre ihres Hauses zu erhalten, stürzen sie sich in Schulden; aus Hofart betreten sie den Weg, der zum Elend und zum Spital führt. Selbst der jüngste Sohn eines nachgeborenen Prinzen von einer apanagierten <sup>1</sup> Linie will so etwas wie Ludwig XIV. darstellen: er baut sein Versailles, hat seine Mätresen und hält sich Heere! Es lebt jetzt ein gewisser apanagierter Prinz eines großen Hauses <sup>2</sup>, der in seiner Großmannssucht alle Truppengattungen unterhält, woraus das Heer eines großen Königs besteht, aber alles so in Miniatur, daß man ein Vergrößerungsglas braucht, um jedes dieser Korps besonders gewahr zu werden. Sein Heer wäre vielleicht stark genug, um eine Schlacht im Theater von Verona darzustellen.

Ich habe ferner gesagt, daß kleine Fürsten übel daran tun, ihre Residenz zu befestigen. Der Grund ist sehr einfach: sie kommen nämlich nicht in die Lage, von ihresgleichen belagert zu werden. Denn Nachbarn, die mächtiger sind als sie, mischen sich sofort in ihren Zwist und bieten ihnen eine Vermittlung an, die sie nicht ablehnen dürfen; und so wird ihr kleiner Zank, statt durch Blutvergießen, durch zwei Federstriche beendet. Wozu sollten ihnen ihre Festungen dienen? Gesetzt, diese hielten gegen ihre kleinen Feinde auch eine so lange Belagerung wie Troja aus, so hielten sie doch vor den Heeren eines mächtigen Monarchen sich nicht einmal so lange wie Jericho <sup>3</sup>. Wird außerdem in der Nachbarschaft Krieg geführt, so liegt es nicht in ihrer Hand, neutral zu bleiben, ohne ganz zugrunde zu gehen. Schlagen sie sich aber zur Partei einer der kriegführenden Mächte, so wird ihre Hauptstadt der Waffenplatz dieses Fürsten <sup>4</sup>.

---

1 Apanage - Zuwendung aus dem Staatshaushalt für ein Mitglied der Herrscherfamilie. Gegenteil: Zivilliste

2 Gemeint ist der Fürst Ernst August von Sachsen—Weimar, der ein Bataillon von 700 Mann, eine Schwadron von 180 Reitern und eine Kadettenkompanie zu Pferde hielt. Friedrich sah dieses »Heer« im Jahre 1730 im Lager von Mühlberg. [F2]

3 Jericho wurde am 7. Tag der Belagerung eingenommen (Jos 6.1 ff), nur die Hure Rahab mit ihrer Familie durfte überleben. Da das israelische Posaunenorchester eine große Rolle als Kommunikationsmittel dabei spielte, ist seitdem die Rolle der Kultur für die Kriegsführung unbestritten. Rahab (sie hatte die Spione versteckt) war eine abgebrochene **Theologiestudentin**, ihr eifern nun heute manche nach, um ihrem Vaterland nützlich werden zu können.

4 Diese ganze Philippika gegen die deutsche Kleinstaaterei ist in der II. Fassung unterdrückt. [F2]

Das Bild, das uns Machiavell von den deutschen Reichsstädten entwirft, trifft heute in keiner Weise <sup>5</sup> mehr zu. Eine Petarde <sup>6</sup>, ja selbst ein kaiserlicher Befehl genügte, um sich dieser Städte zu bemächtigen. Sie sind ausnahmslos schlecht befestigt, meist nur mit alten Mauern, die hier und da mit dicken Türmen besetzt und mit Gräben umgeben sind, die das herabgestürzte Erdreich fast ganz zugeschüttet hat. Ihre Truppen sind gering und in schlechter Ordnung; ihre Offiziere sind meistens nur der Auswurf von Deutschland oder alte Leute, welche den Dienst nicht mehr versehen können. Einige Reichsstädte besitzen eine leidliche Artillerie, aber das genügt nicht, um sich dem Kaiser zu widersetzen, der ihnen ihre Schwäche oft genug fühlbar macht. Mit einem Worte: Krieg führen, Schlachten schlagen, Festungen angreifen oder verteidigen, kommt einzig und allein großen Fürsten zu. Wer sie hierin nachahmen will, ohne die Macht dazu zu haben, gleicht dem, der das Krachen des Donners nachäffte und sich deshalb für Jupiter hielt <sup>7</sup>.

## 11. KAPITEL

### [Von den geistlichen Herrschaften]

**I**m Altertum wüßte ich keine Priester, die sich zu Fürsten erhoben hätten. Unter allen Völkern, von denen einige Kunde auf uns gekommen ist, wüßte ich nur die Juden, welche eine Reihe von Priesterkönigen gehabt haben. Es ist nicht zu verwundern, daß bei dem abergläubischsten aller barbarischen Völker sich die Häupter der Religion am Ende der Staatsgewalt bemächtigten. Sonst aber, dünkt mich, gaben die Oberhäupter der Religionen sich nur mit ihren Amtsgeschäften ab. Sie opferten, bezogen ein Gehalt, genossen bestimmte Vorrechte, aber sie lehrten weder, noch regierten sie. Und ich glaube, weil sie weder Lehrsätze hatten, welche das Volk entzweiten, noch eine Macht, die sie mißbrauchen konnten, deshalb ist bei den alten Völkern auch nie ein Religionskrieg geführt worden.

Als das römische Weltreich zerfiel und Europa nur eine Anarchie von Barbaren war, wurde das Ganze in tausend kleine Herrschaften zerstückelt. Viele Bischöfe warfen sich zu Herrschern auf, wozu der Bischof von Rom das Beispiel gab.

Es sollte scheinen, als müßte es den Völkern unter diesen geistlichen Regierungen ziemlich gut ergehen; denn Wahlfürsten, die nur Staaten von geringer Ausdehnung haben, müssen ihre Untertanen glimpflich behandeln, wenn auch nicht aus Religion, so doch aus Klugheit.

Soviel ist indes gewiß, daß kein Land mehr von Bettlern wimmelt, als die Priesterstaaten. Da kann man ein rührendes Gemälde alles menschlichen Elends sehen, nicht allein jene Armen, welche die Freigebigkeit und die Almosen des Herrschers dorthin locken, jenes Ungeziefer, das sich an die Reichen heftet und dem Überflusse nachkriecht, sondern auch die Hungerleider, welchen die christliche Liebe ihres Fürsten das Notdürftigste entzieht, um der

---

5 Eliten aufgepaßt: Gebildete Männchen wie der Maas pflegen »in keinsten Weise« zu sagen.

6 Petarde - eine Sprengmine

7 Salmeon, König von Elis.

[F2]

Verderbnis und den Mißbräuchen vorzubeugen, die aus dem Wohlleben des Volkes zu entstehen pflegen. Offenbar beruhen die Grundsätze der meisten dieser geistlichen Regierungen auf den spartanischen Gesetzen, nur mit dem Unterschiede, daß die Prälaten den Genuß des Vermögens, das sie den Untertanen rauben, sich selbst vorbehalten. »Selig sind die Armen«, sagen sie, »denn sie werden das Himmelreich ererben.« Und da sie wünschen, daß jedermann selig werde, so sorgen sie dafür, jedermann in den Stand der Armut zu versetzen.

Nichts sollte erbaulicher sein, als die Geschichte der Oberhäupter der Kirche und der Statthalter Christi; man stellt sich vor, in ihr Muster von makellosen und heiligen Sitten zu finden. Indessen zeigt sich genau das Gegenteil: man findet nichts als schamlose Ausschweifungen, Greuel und Ärgernisse, und man kann das Leben der Päpste nicht lesen, ohne ihre Grausamkeiten und Verrätereien mehr als einmal zu verabscheuen. Insgemein sieht man, wie ihre Herrschsucht auf Vermehrung ihrer weltlichen und geistlichen Macht ausging, wie ihre Habsucht bestrebt war, das Vermögen der Völker in ihre Familien zu bringen, um ihre Neffen, ihre Mätressen oder Bastarde zu bereichern.

Der allgemeine Grund für diese Erscheinung ist der, daß sie spät zur Herrschaft gelangen, nur auf wenige Jahre zählen können und Erben zu versorgen haben; so haben sie selten den Willen und die Zeit, langwierige und nützliche Unternehmungen auszuführen. Große Einrichtungen, Handel, alles, was langsame und mühselig Anfänge erfordert, ist für sie nicht gemacht; sie betrachten sich als Reisende, die in einem Gasthause Unterkunft finden. Ihr Thron ist ihnen fremd; sie haben ihn nicht von ihren Vätern ererbt und hinterlassen ihn nicht ihren Nachkommen. Sie können weder die Gesinnung eines Königs haben, der als Familienvater für die Seinen arbeitet, noch die eines Republikaners, der seinem Vaterlande alles opfert. Denkt aber einer von ihnen als Vater des Volkes, so stirbt er, bevor er das Land urbar gemacht hat, das seine Vorgänger sich mit Dornen bedecken ließen <sup>1</sup>.

Menschen von geringem Nachdenken finden es sonderbar, daß die Völker so geduldig und willfährig das Joch solcher Regenten tragen, daß sie die Augen über die Laster und Ausschweifungen der Geistlichen schließen und daß sie von einem geschorenen Kopfe Dinge hinnehmen, die sie von einem lorbeergekrönten Haupte nicht dulden würden. Diese Erscheinung dünkt denen minder wunderbar, welche die Macht des Aberglaubens über die Einfältigen und die Gewalt des Fanatismus über den menschlich Geist kennen. Sie wissen, daß die Religion eine alte, nie abzunutzende Maschine ist, deren man sich zu allen Zeiten bedient hat, um sich der Treue der Völker zu versichern und der widerspenstigen Vernunft einen Zaum anzulegen. Sie wissen, daß Irrtum die Scharfsichtigsten verblenden kann und daß eine Staatskunst unüberwindlich ist, die Himmel und Hölle, Gott und die Verdammten mit ins Spiel bringt, um ihre Zwecke zu erreichen. So wahr ist es, daß selbst die Religion, dieser reinste Quell alles Glücks, durch einen nicht genug zu beklagenden Mißbrauch oft zum Ursprung und Anlaß unseres Unglücks wird.

---

1 Dieser ganze Absatz, der die Mißwirtschaft der Päpste menschlich entschuldigt, fehlt in der I. Fassung, in der überhaupt der Tadel seine ganze Schärfe erreicht. [F2]

Der Verfasser bemerkt sehr einsichtsvoll, was zur Erhebung des Heiligen Stuhles am meisten beigetragen hat. Den Hauptgrund sieht er in dem geschickten Verhalten Alexanders VI., jenes Papstes, dessen Grausamkeit und Herrschsucht ins Ungemessene stieg und der kein anderes Recht und Gesetz kannte, als seinen Eigennutz. Ist es aber wahr, daß einer der größten Bösewichter, die je die dreifache Krone trugen, die Macht der Päpste am meisten befestigt hat, was soll man dann von Machiavells *Helden* denken?

Ein Lobspruch auf Leo X. beschließt dieses Kapitel. Doch ich sehe nicht, daß er Tugenden besaß. Seine Ausschweifungen, seine Irreligiösität, seine Herrschsucht sind bekannt. Machiavell lobt ihn nicht gerade wegen dieser Eigenschaften, aber er macht ihm doch den Hof. Solche Fürsten verdienten solche Höflinge! Lobte Machiavell ihn als einen prachtliebenden Fürsten und Wiederhersteller der Künste, so hätte er recht; er lobt ihn aber als Staatsmann.

## 12. KAPITEL

### [Von den verschiedenen Arten der Streitkräfte und von den Söldnern]

**A**lles in der Welt ist verschieden. Die Temperamente der Menschen sind mannigfach, und die gleiche Mannigfaltigkeit offenbart die Natur, wenn ich mich so ausdrücken darf, in den Temperamenten der Staaten. Unter Temperament eines Staates verstehe ich überhaupt: seine Lage, Ausdehnung, Zahl und Charakter seiner Völker, seinen Handel, seine Sitten und Gesetze, seine Kräfte und seine Schwächen, seine Reichtümer und seine Hilfsquellen. Diese Verschiedenheit der Regierung ist auffallend und wenn man bis ins einzelne geht, unendlich. So wie nun die Ärzte kein Allheilmittel für alle Krankheiten und alle Konstitutionen besitzen, ebensowenig können die Politiker allgemeine Regeln vorschreiben, die auf alle Regierungsformen anwendbar wären.

Diese Betrachtung führt mich zur Prüfung von Machiavells Urteil über die fremden Mietstruppen. Der Verfasser verwirft ihre Anwendung gänzlich und beruft sich auf Beispiele, wodurch er beweisen will, daß diese Truppen für die Staaten, die sich ihrer bedient haben, mehr gefährlich als vorteilhaft gewesen seien.

Es steht fest und ist von der Erfahrung im ganzen bestätigt, daß die besten Truppen eines Staates die Landeskinder sind. Diese Behauptung ließe sich durch das Beispiel von dem heldenmütigen Widerstande des Leonidas bei den Thermopylen und vorzüglich durch die erstaunlichen Erfolge der Römer und der Araber unterstützen. Dieser Grundsatz Machiavells kann also für alle die Staaten gelten, die volkreich genug sind, um eine genügende Zahl von Soldaten zu liefern. Ich bin mit dem Verfasser überzeugt, daß ein Staat von Mietlingen schlecht bedient wird und daß die im Lande ansässigen Soldaten jene an Mut und an Treue weitaus übertreffen.

Vor allem ist es gefährlich, seine Untertanen in Untätigkeit erschaffen und durch Weichlichkeit verzärteln zu lassen, indes [während] Kriegsstrapazen und Gefechte die Nachbarn abhärten.

Man hat schon öfters bemerkt, daß Staaten, die einen Bürgerkrieg hinter sich haben, ihren Feinden bei weitem überlegen sind; denn in einem Bürgerkriege ist jedermann Soldat. Das Verdienst tut sich dann unabhängig von der Hofgunst hervor, alle Talente kommen zur Entwicklung, und die Menschen gewöhnen sich, all ihr Können und all ihren Mut zu entfalten.

Indes gibt es Fälle, welche eine Ausnahme von jener Regel zu verlangen scheinen. Bringt ein Staat oder ein Reich nicht so viele Menschen hervor, als zu den Heeren erforderlich sind und als der Krieg verzehrt, so zwingt die Not dazu, Mietstruppen zu Hilfe zu nehmen, als das einzige Mittel, den Mangel zu ersetzen. Man findet alsdann Auswege, um den meisten Schwierigkeiten abzuweichen und vermischt — was freilich bei dieser Art von Miliz nach Machiavells Meinung fehlerhaft ist — die Ausländer sorgfältig mit den Eingeborenen, um jene vor Zusammenrottungen unter sich abzuhalten. Man unterwirft sie der gleichen Zucht und gewöhnt sie zur gleichen Treue; man richtet sein Augenmerk vor allem darauf, daß die Zahl der Ausländer die der Einheimischen nicht übersteigt. Ein nordischer [besser: mitteleuropäischer] König hat sein Heer auf diese Weise aus gemischten Truppen zusammengesetzt, und er ist darum nicht minder mächtig und furchtgebietend <sup>1</sup>.

Die meisten europäischen Truppen setzen sich aus Landeskindern und aus Söldnern zusammen. Die Ackerbauer und Städter entrichten eine bestimmte Auflage zum Unterhalt der zu ihrer Verteidigung angeworbenen Truppen und ziehen selbst nicht mehr in den Krieg. Die Soldaten rekrutieren sich aus der Hefe der Bevölkerung, aus Faulenzern, die lieber müßig gehen als arbeiten, aus liederlichem Volke, das im Heere Ungebundenheit und Straflosigkeit sucht, aus jungen Brauseköpfen, die ihren Eltern nicht gehorchen wollten und sich aus Leichtsinne anwerben ließen. Diese alle hegen nicht mehr Zuneigung und Anhänglichkeit zu ihrem Herrn als die Ausländer.

Welch ein Unterschied zwischen diesen Truppen und den welterobernden Römern! Die gegenwärtig in allen Heeren so häufigen Desertionen waren bei den Römern etwas Unerhörtes. Jenen Kriegern, die für ihre Familie, für ihre Hausgötter, für das römische Bürgerrecht, kurz für alles fochten, was ihnen im Leben das Liebste war, fiel es nicht ein, so viele Rücksichten auf einmal durch feiges Davonlaufen zu verraten.

Die Sicherheit der europäischen Großstaaten beruht darauf, daß ihre Truppen fast alle gleichwertig sind und daß in dieser Hinsicht keiner einen Vorzug vor dem andern hat. Nur die schwedischen Truppen sind zugleich Bürger, Bauern und Soldaten; wenn sie aber in den Krieg ziehen, so bleibt im Lande fast niemand zurück, um den Acker zu bebauen; und so vermögen sie auf die Dauer also nichts auszurichten, ohne sich selbst mehr zu schaden als ihren Feinden.

Soviel von den Mietstruppen. Was die Art betrifft, wie ein großer Fürst Krieg führen soll, so trete ich Machiavells Meinung völlig bei. In der Tat soll ein großer Fürst die Anführung seiner Truppen selbst übernehmen. Sein Heer

<sup>1</sup> Gemeint ist der Soldatenkönig, Friedrich Wilhelm I. von Preußen

[F2]

ist seine Residenz; das fordert sein Vorteil, seine Pflicht, sein Ruhm, kurz alles, von ihm. Wie er das Oberhaupt der Justiz ist, so ist er gleichfalls der Verteidiger seines Volkes; dies ist eine der wichtigsten Befugnisse seines Amtes, welche er folglich niemand als sich selbst anvertrauen darf. Sein eigener Vorteil scheint es unumgänglich zu fordern, daß er persönlich bei seinem Heere anwesend ist, weil alle Befehle von ihm ausgehen und weil alsdann Beratung und Ausführung mit der größten Schnelligkeit aufeinander folgen.

Überdies macht seine Anwesenheit dem Zwiespalt der Generale ein Ende, der für das Heer so verhängnisvoll und dem Nutzen des Kriegsherrn so nachteilig ist. Sie bringt ferner mehr Ordnung in die Besorgung der Magazine, der Munition und der Verpflegung, ohne die selbst ein Cäsar an der Spitze von hunderttausend Mann nichts ausrichten wird. Da der Fürst die Schlachten schlagen läßt, so sollte er sie auch leiten und seinen Truppen durch seine Gegenwart den Geist der Tapferkeit und des Vertrauens einflößen; er steht nur darum an der Spitze, um ihnen ein Vorbild zu geben.

Aber wird man einwenden, nicht jeder ist zum Soldaten geboren, und viele Fürsten besitzen weder das Talent, noch die Erfahrung, noch den Mut, um ein Heer zu führen. Das ist wahr; aber gibt es nicht in jedem Heere einsichtsvolle Generale, deren Rat der Fürst nur zu befolgen braucht? Der Krieg wird alsdann immer noch besser geführt werden, als wenn der Heerführer von einem Ministerium bevormundet wird, das nicht beim Heere ist und die Umstände daher nicht zu beurteilen vermag, wohl aber den geschicktesten Anführer oft daran hindert, seine Fähigkeit zu zeigen.

Am Ende dieses Kapitels will ich noch einen Ausdruck Machiavells bemerken, der mir sonderbar vorgekommen ist. »Die Venezianer«, sagt er, »mißtrauten dem Herzog von Carmagnola, der ihre Truppen befehligte und sahen sich deshalb genötigt, ihn aus der Welt zu schaffen.« Ich gestehe aufrichtig, daß ich nicht verstehe, was diese Wendung: »sich genötigt sehen, jemand aus der Welt zu schaffen« heißen kann, wenn nicht ihn vergiften oder ermorden zu lassen. So glaubt der Lehrer des Verbrechens den schwärzesten Untaten einen Anstrich von Unschuld zu geben, indem er gelinde Ausdrücke von ihnen gebraucht.

Die Griechen pflegten vom Tode nur in Umschreibungen zu reden; sie konnten nicht ohne geheimes Schauer an die Schrecken des Sterbens denken. Machiavell umschreibt die Verbrechen, weil sein Herz, das sich gegen seinen Verstand empört, die ruchlose Moral, die er lehrt, nicht roh zu verdauen vermag.

Welch trauriger Zustand, wenn man sich schämt, sich ändern so, wie man wirklich ist, zu zeigen, und dabei den Zeitpunkt, sich selbst zu prüfen, vermeidet!

### **13. KAPITEL**

## **[Von den Hilfstruppen, Volksheeren und gemischten Truppen]**

**M**achiavell treibt die Hyperbel <sup>1</sup> aufs Äußerste, wenn er behauptet, daß ein kluger Fürst lieber mit seinen eignen Truppe sterben, als mit fremder Hilfe siegen werde. Ich glaube, ein Ertrinkender hört nicht auf die, welche ihm zurufen, daß es seiner unwürdig wäre, sein Leben ändern als sich selbst zu verdanken, und daß er lieber untergehen sollte, als das Tau zu ergreifen, das man ihm zu seiner Rettung zuwirft.

Untersucht man diesen Grundsatz Machiavells genauer, so wird man vielleicht finden, daß man den Fürsten nur eine weitgehende Eifersucht [Mißtrauen] einzufloßen braucht. Aber just diese Eifersucht der Fürsten gegen ihre Feldherrn oder gegen Hilfstruppen, welche sie nicht abwarten wollten, um ihren Ruhm nicht mit ihnen teilen zu müssen, hat zu allen Zeiten ihrem wahren Nutzen großen Abbruch getan. Eine Anzahl von Schlachten sind dadurch verloren gegangen; und kleine Eifersüchteleien haben den Fürsten oft mehr Schaden gebracht, als die überlegene Anzahl oder der bessere Stand ihrer Feinde.

Gewiß soll ein Fürst nicht nur mit Hilfstruppen Krieg führen, sondern er selbst soll auch Hilfe leisten und imstande sein, so viel Beistand zu leisten, als er erhält. So lautet das Gebot der Klugheit: »Sei so stark, daß du weder Freund noch Feind zu fürchten hast; aber wenn du einen Vertrag geschlossen hast, so mußt du ihn getreulich halten.« Solange das deutsche Reich, Holland und England einstimmig [gemeinsam] gegen Ludwig XIV. vorgingen, solange Prinz Eugen und Marlborough zusammenwirkten, war der Sieg auf ihrer Seite. Aber sobald England seine Alliierten im Stiche ließ, kam Ludwig XIV. wieder hoch <sup>2</sup>. Die Mächte, die der gemischten Truppen oder Hilfsvölker entraten können, tun wohl, sie aus ihren Heeren auszuschließen; da jedoch wenige Fürsten Europas in dieser Lage sind, so glaube ich, daß sie mit Hilfstruppen wenig aufs Spiel setzen, solange die Anzahl der Landeskinder überwiegt.

Machiavell schrieb nur für kleine Fürsten, und ich gestehe, daß ich nur kleine Gedanken bei ihm finde; er hat nichts Großes, noch Wahres, weil er kein ehrlicher Mann ist.

Wer nun für andere Krieg führt, ist ein Schwächling; wer es in Verbindung mit anderen tut, ist sehr stark. Ich will hier nicht von dem Kriege von 1701 reden, den die Alliierten gegen Frankreich führten; aber die Unternehmung, durch welche drei nordische [besser: mitteleuropäische] Könige Karl XII. einen Teil seiner deutschen Besitzungen entrissen, wurde gleichfalls mit den Truppen verschiedener Herren geführt, die durch Bündnisse vereinigt waren. Als Frankreich im Jahre 1734 unter dem Vorwande, die Ansprüche jenes immer erwählten und immer wieder abgesetzten Königs von Polen zu unterstützen, einen Krieg anfing, so wurde dieser von den Franzosen und Spaniern in Verbindung mit den Savoyern geführt.

Was bleibt dem Machiavell nach so vielen Beispielen, und zu was wird seine Allegorie von den Waffen Sauls, die David wegen ihrer Schwere zurückwies, als er mit Goliath kämpfen sollte? Das alles ist nur Schaumschlägerei.

---

1 Hyperbel - Übertreibung, »noch niemals wurde ...« oder »die **Kriminalität** ist 2017 zurückgegangen«

2 Im spanischen Erbfolgekrieg (1701–13). Die Engländer trennten sich 1712 von den Alliierten und hierauf folgte 1713 der Utrechter Friede. [F2]



Ich gebe zu, daß die Hilfstruppen einem Fürsten manchmal zur Last fallen; aber ich frage, ob man nicht gern einige Beschwerde leidet, wenn man dabei Städte und Länder gewinnt?

Bei Gelegenheit der Hilfstruppen sucht er sein Gift auf die Schweizer zu spritzen, die in französischen Diensten stehen. Ich muß doch etwas über diese braven Kriegsvölker sagen; denn unleugbar habe die Franzosen mit ihrer Hilfe mehr als eine Schlacht gewonnen, und die Schweizer haben jenem Reiche ausgezeichnete Dienste geleistet. Ja wenn Frankreich die in einem Fußvolke dienenden Schweizer und Deutschen verabschiedete, so würden seine Heere bei weitem nicht mehr so furchtgebietend sein, als jetzt.

Soviel von den irrigen Schlüssen; gehen wir jetzt zu den moralschen Verirrungen über. Die schlimmen Beispiele, die Machiavell den Fürsten aufstellt, sind Züge der Bosheit, die wir nicht ungerügt lassen können. Er führt in diesem Kapitel den Hiero von Syrakus an, welcher in der Meinung, daß es ebenso gefährlich sei, seine Hilfstruppen zu behalten, wie zu entlassen, sie sämtlich niederhauen ließ. Solche Züge empören, wenn man sie in der Geschichte antrifft; welchen Unwillen aber empfindet man erst, wenn man sie in einem Buche wiederholt findet, das zur Belehrung der Fürsten bestimmt ist!

Überdies möchte ich keinem raten, Hieros Beispiel nachzuahmen. Es wird berichtet, daß er in einer Schlacht gegen die Mammertiner sein Heer in zwei Abteilungen trennte, die eine aus Hilfstruppen, die andere aus Einheimischen. Die ersteren ließ er niedermachen, um mit den letzteren den Sieg zu erringen. Angenommen, der Kaiser hätte im letzten Kriege von 1701 die Engländer derart geopfert: wäre das ein sicheres Mittel gewesen, um Frankreich zu besiegen? Sich den linken Arm abzuschlagen, um mit dem rechten besser zu fechten, das erscheint mir als ein sehr grausamer oder sehr gefährlicher Wahnwitz <sup>1</sup>.

Grausamkeit und Barbarei sind für Privatpersonen oft verderblich und werden von ihnen daher meist verabscheut. Die Fürsten aber, welche die Vorsehung so hoch über das Schicksal des gemeinen Haufens gestellt hat, empfinden einen geringeren Abscheu dagegen, weil sie dieselben nicht zu fürchten haben. Aber just darum sollte man allen denen, welche über die Menschen herrschen sollen, den äußersten Widerwillen gegen jeden Mißbrauch einer unbeschränkten Macht einflößen.

## 14. KAPITEL

### [Worauf der Fürst im Kriegswesen zu sehen hat]

**E**s gibt eine Art von Pedanterie, die allen Berufen gemein ist und die aus dem Geiz und der Unmäßigkeit derer entspringt, welche diesen Berufen obliegen. Ein Soldat ist ein Pedant, wenn er sich zu sehr mit Kleinigkeiten abgibt oder wenn er ein Prahler ist und in Donquichotterie verfällt. Machiavell bringt seinen Fürsten hier durch seine Schwärmerei ins Lächerliche; er über-

---

1 Dieser Absatz fehlt in der I. Fassung; an seine Stelle ist dort der nächstfolgende getreten.  
[F2]

treibt die Sache so sehr, daß er verlangt, sein Fürst solle einzig und allein Soldat sein. Er macht ihn zum völligen Don Quichotte, der den Kopf von nichts voll hat, als von Schlachtfeldern, Verschanzungen, Belagerung von Festungen, Linien und Angriffen.

Ein Fürst erfüllt seinen Beruf aber nur halb, wenn er sich bloß auf das Kriegshandwerk legt. Es ist offenbar falsch, daß er nur Soldat sein soll; und man wolle sich dessen erinnern, was ich im ersten Kapitel über den Ursprung der Fürsten gesagt habe: sie sind als Richter eingesetzt und erst in zweiter Linie als Feldherren. Machiavells Fürst gleicht den homerischen Göttern, die als sehr handfest und stark, aber nicht als gerecht geschildert sind. Dieser Verfasser kennt nicht einmal die Anfangsgründe der Gerechtigkeit; er weiß von nichts, als von Eigennutz und Gewalttätigkeit.

Der Verfasser zeigt immer nur kleine Ideen; sein eingeschränkter Geist umfaßt nur solche Gegenstände, welche sich für die Staatskunst geringer Fürsten schicken. Nichts ist schwächer, als die von ihm angeführten Gründe zur Empfehlung der Jagd. Er hält diese für ein Mittel, wodurch die Fürsten mit der Lage und den Zugängen ihres Landes vertraut werden können. — Wollte ein König von Frankreich, ein Kaiser, sich auf diese Weise Kenntnis von seinen Staaten erwerben, so brauchte er zu seinem Jagdzuge so viel Zeit wie das Weltall zur großen Wiederkehr der Gestirne <sup>1</sup>.

Man erlaube mir, auf diesen Gegenstand näher einzugehen: es soll eine Art von Abschweifung sein. Da das Jagdvergnügen die fast allgemeine Passion des Adels, der großen Herren und der Könige ist, insbesondere in Deutschland, so scheint es mir einiger Beachtung wert.

Die Jagd ist eine jener sinnlichen Ergötzungen, welche den Leib stark anspannen, aber dem Geiste nichts geben. Sie besteht in dem heftigen Verlangen, irgendein Tier zu verfolgen, und in der grausamen Lust, es zu töten. Sie ist ein Zeitvertreib, der dem Körper Kraft und Gewandtheit gibt, aber den Geist roh und ungebildet läßt.

Die Jäger werden mir ohne Zweifel vorwerfen, daß ich die Sache zu ernst nehme, daß ich zu streng in meinem Urteil bin und mich im gleichen Falle wie die Priester befinde, welche das Vorrecht haben, auf ihren Kanzeln allein zu reden, und daher leicht und ohne Furcht vor Widerspruch alles sagen können, was ihnen beliebt. Diesen Vorteil will ich indes nicht ausnutzen; ich will ehrlich die Scheingründe prüfen, welche die Liebhaber der Jagd anzuführen pflegen.

Zunächst werden sie also sagen, daß die Jagd das älteste und edelste Vergnügen der Menschen ist, daß die Patriarchen und selbst viele große Männer Jäger waren und daß die Menschen durch die Jagd das Vorrecht über die Tiere, daß Gott selbst unserem Stammvater Adam verlieh, auch weiterhin ausüben.

Aber alles, was alt ist, ist darum nicht besser, zumal wenn es übertrieben wird. Ich gebe zu, daß große Männer leidenschaftlich der Jagd frönten. Sie hatten ihre Fehler, wie ihre Schwächen, wir wollen sie in dem nachahmen, was sie Großes hatten, nicht aber das Kleine an ihnen befolgen. Die Patriarchen jagten allerdings; ich muß sogar einräumen, daß sie ihre Schwestern

<sup>1</sup> Er meint die Präzession, die Wanderung des Himmelsnordpol, etwa 26.000 Jahre.

heirateten und daß die Vielweiberei <sup>1</sup> zu ihrer Zeit Brauch war. Sie waren sehr roh und unwissend; dabei waren sie müßig und wußten sich nicht zu beschäftigen. Um die Zeit totzuschlagen, welche ihnen nie kurz genug werden wollte, vertrieben sie sich ihre Langeweile auf der Jagd. Sie vergeudeteten ihre Zeit in den Wäldern, auf der Fährte des Wildes, da sie weder Fähigkeit noch Verstand genug besaßen, sie im Umgang mit verständigen Menschen hinzubringen <sup>2</sup>. Ich frage, sind dies nachahmenswerte Beispiele? Soll Rohheit die Lehrmeisterin der Bildung sein? Oder müssen nicht vielmehr die aufgeklärten Zeitalter den übrigen zum Vorbild dienen?

Ob Adam die Herrschaft über die Tiere erhalten hat oder nicht, will ich nicht untersuchen, das aber weiß ich wohl, daß wir grausamer und wilder als die Tiere selbst sind und daß wir jene vorgebliche Herrschaft auf eine sehr tyrannische Art ausüben. Wenn etwas uns über die Tiere erhebt, die wir jagen, so ist dies zweifellos unsere Vernunft. Die aber, welche die Jagd zu ihrem Berufe machen, haben den Kopf oft nur voller Pferde, Hunde und allerlei Tiere. Sie sind sehr oft ungeschliffen, und es ist zu befürchten, daß sie gegen die Menschen ebenso unmenschlich werden, wie sie es gegen die Tiere sind, oder doch, daß die grausame Gewohnheit, kaltblütig Leid zuzufügen, sie auch gegen ihre Mitmenschen fühllos macht <sup>3</sup>. Und ein solches Vergnügen will man uns als ein edles anpreisen? Eine solche Beschäftigung soll eines denkenden Wesens so würdig sein?

Man wird mir einwenden, daß die Jagd der Gesundheit zuträglich sei; wie die Erfahrung gelehrt habe, würden die Jäger alt; die Jagd sei ein unschuldiges Vergnügen, welches sich für große Herren wohl schicke, weil es ihre Pracht sehen lasse, ihre Sorgen zerstreue und ihnen in Friedenszeiten die Bilder des Krieges vor Augen führe. Ich bin weit entfernt, ihre maßvolle Ausübung zu verurteilen; doch man habe wohl acht: diese Übung ist nur für die Unmäßigen nötig. Es gibt keinen Fürsten, der länger gelebt hat als der Kardinal von Fleury, der Kardinal Ximenes und der letzte Papst <sup>4</sup>; dennoch waren

1 Eine gewisse Frau Merkel, im Moment noch, aber hoffentlich nicht mehr lange, **Bundeskanzlerin** dieses einst so stolzen Landes, hat Millionen die **Vielweiberei** pflegende Mohammedaner in unser schönes Land geholt. Die dummen Deutschen mögen diese parasitär lebende Asylbetrügerbande mit Geld und Wohnungen versorgen, da nehmen wir, damit es denen gut geht, die 300.000 Obdachlosen doch gern in Kauf. Und die muslimischen **Kopftücher** verunstalten nun unsere Städte. Es kommt alles wieder, das scheint der ewige Kreislauf der Natur zu sein. Amen.

2 Wie gut das tut, das zu lesen: Die arabischen (muselmanischen) Fürsten pflegen die Falkenjagd. Da kommen sie selbst nicht in Gefahr wie ein Jäger, der einen Bären erlegt.

3 Diese grausame Art des **Schächtens** von Rindern, Schafen und Ziegen ist in den zivilisierten Ländern seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten abgeschafft. In Deutschland gibt es beispielsweise ein Tierschutzgesetz. Nun kommen Menschen mit ebendieser Gesittung wie beschrieben aus Wüstenländern — und was geschieht? Das Schächten wird ihnen von sogenannten »Deutschen Gerichten« erlaubt (dient der besseren Integration, bunte Vielfalt, wer ein Schaf absticht, ermordet vielleicht am selben Tag keinen Deutschen, also es stärkt die innere Sicherheit usw.).

Auch zum Thema »grausam zu Menschen wie zu Tieren« hat die islamische Welt Beiträge geleistet. Die Verbrechen des Islamischen Staates (IS) wurden niemals im **Lügenfernsehen** gezeigt, um den Islam »die Religion des Friedens ®« nicht in ein schlechtes Licht zu rücken. Näheres auf Anfrage.

4 Der 1724 zum Papst erwählte Benedikt XIII. (Orsini) starb 1730 mit 81 Jahren. Der Kardinal Fleury starb 1743, über 90 Jahre alt. Kardinal Ximenes starb 1517 im Alter von 81 Jahren, da er nicht eines natürlichen Todes, sondern durch Gift starb, so hätte er noch länger leben können.

[F2]

diese drei keine Jäger. Wozu braucht ein Mensch auch den trägen und unnützen Faden seines Lebens bis in Methusalems Alter fortzuspinnen? Je mehr er gedacht, je mehr schöne und nützliche Taten er vollbracht, desto länger hat er gelebt.

Auch schickt sich die Jagd unter allen Ergötzungen am wenigsten für die Fürsten. Sie können ihre Pracht auf hundert andere und viel nützlichere Art zeigen. Und sollte der Wildreichtum zu Schaden für die Landleute <sup>1</sup> werden, so könnte man die Vernichtung des Wildes sehr wohl den dazu besoldeten Jägern überlassen. Die Fürsten aber sollten nur danach trachten, sich zu belehren und gut zu regieren, um sich desto mehr Kenntnisse zu erwerben und sich ein desto richtigeres Bild von ihrem Amte zu entwerfen und danach zu handeln.

Vor allem muß ich dem Machiavell antworten, daß man kein Jäger zu sein braucht, um ein großer Feldherr zu sein. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough und Prinz Eugen, denen man den Namen großer Männer und geschickter Feldherren nicht abstreiten wird, waren keine Jäger; auch lesen wir nicht, daß Cäsar, Alexander oder Scipio es gewesen seien.

Auf einem Spazierritte kann man richtigere und gründlichere Beobachtungen über die verschiedenen Gegenden eines Landes in betreff der Kriegskunst anstellen, als wenn man durch Rebhühner, Jagdhunde, Hirsche und allerlei Wild, sowie durch die Jagdleidenschaft abgelenkt wird.

Ein großer Fürst, der den zweiten Feldzug in Ungarn mitmachte, fiel beinahe in die Hände der Türken, weil er sich auf der Jagd verirrt hatte <sup>2</sup>. Man sollte die Jagd bei den Heeren sogar verbieten, denn sie verursacht allerlei Unordnung auf den Märschen.

Ich schließe also, daß es sehr verzeihlich ist, wenn die Fürsten auf die Jagd gehen, vorausgesetzt, daß es nur selten geschieht und zur Ablenkung von ihren ernstesten und oft sehr traurigen Geschäften dient. Ich wiederhole, daß ich kein anständiges Vergnügen verbieten will; das größte Vergnügen aber ist, gut zu regieren, sein Land blühend zu machen, alle Künste zu beschützen und ihre Fortschritte zu sehen. Wehe dem, der noch eines anderen bedarf!

## 15. KAPITEL

### **[Wodurch die Menschen, insonderheit die Fürsten, Lob und Tadel erwerben]**

**D**ie Maler und Geschichtsschreiber haben das gemein, daß sie die Natur darstellen müssen; die ersteren bilden die Züge und Farben der Menschen ab, die zweiten ihre Charaktere und Handlungen.

---

1 Jetzt (2018) gibt es supergute Plusmenschen, die die Getreidefelder mit Drohnen absuchen, um die darin verborgenen kleinen Rehlein vor den erbarmungslosen Mähdreschern zu »retten«

2 Franz Stefan, Großherzog von Toskana, geriet 1737, als er bei Kolar in Serbien jagte, vom Heere ab und fiel dadurch fast in türkische Gefangenschaft. [F2]

Es gibt seltsame Maler, die nur Ungeheuer und Teufel gemalt haben; Machiavell gehört zu ihnen. Er stellt die Welt als eine Hölle und alle Menschen als Teufel dar. Man möchte sagen, dieser Staatslehrer habe die Menschheit aus Haß gegen das ganze Geschlecht verleumdet und sich vorgesetzt, die Tugend zu vernichten, vielleicht um alle Bewohner dieses Erdballes sich selbst gleich zu machen.

Machiavell verneint die Möglichkeit, in einer so verbrecherischen und verderbten Welt ganz gut zu sein, ohne zugrunde zu gehen. Ich hingegen sage, um nicht zugrunde zu gehen, muß man gut und klug sein. Die Menschen sind gewöhnlich weder ganz gut, noch ganz böse, aber Gute, Böse und Mittelmäßige kommen darin überein, einen mächtigen, gerechten und geschickten Fürsten zu achten. Ich möchte lieber gegen einen Tyrannen Krieg führen, als gegen einen guten Fürsten, lieber gegen einen Ludwig XI., als gegen einen Ludwig XII., lieber gegen einen Domitian, als gegen einen Trajan; denn der gute König findet gute Diener, aber die Untertanen des Tyrannen werden sich zu meinen Truppen schlagen. Rückte ich mit 10.000 Mann gegen einen Alexander VI. in Italien ein, so würde halb Italien auf meine Seite treten; rückte ich mit 40.000 Mann gegen einen Innozenz XII. ein, so würde ganz Italien gegen mich aufstehen, um mich zu vernichten. Nie ist ein guter und weiser König in England durch große Heere entthront worden, aber alle schlechten Könige dieses Reiches erlagen vor Mitbewerbern, die den Krieg mit keinen 4000 Mann regulärer Truppen angingen.

Sei also nicht böse gegen die Bösen, sondern sei tugendhaft und furchtlos gegen sie, so wirst du dein Volk tugendhaft machen, wie du es selbst bist; deine Nachbarn werden dich nachahmen wollen und die Bösen werden zittern.

## **16. KAPITEL**

### **[Von der Freigebigkeit und Knauserei]**

**Z**wei berühmte Bildhauer, Phidias und Alkamenes, verfertigten beide eine Statue der Minerva, von denen die Athener die schönste wählen sollten, um sie auf eine hohe Säule zu stellen. Beide wurden dem Volke gezeigt; die des Alkamenes trug den Sieg davon; die andere, sagte man, sei zu grob gearbeitet. Phidias ließ sich durch das Urteil der Menge nicht irreführen; er verlangte, daß die Statuen, da sie für eine Säule bestimmt waren, beide hoch auf gestellt würden; und nun trug die des Phidias den Preis davon

Phidias dankte seinen Sieg dem Studium der Perspektive und der Proportionen. Diese Proportionsgesetze müssen auch in der Staatskunst beachtet werden. Die örtlichen Unterschiede bringen auch Unterschiede in die Grundsätze. Eine gute Regel überall anwenden, hieße, sie fälschen. Was in einem großen Reiche vortrefflich wäre stünde einem Kleinstaate schlecht an.

Der Luxus zum Beispiel, der durch den Überfluß entsteht und der den Umlauf der Reichtümer durch alle Adern des Staates befördert, trägt viel zur Blüte eines großen Reiches bei. Er unterhält den Gewerbefleiß, vermehrt die

Bedürfnisse der Reichen und verknüpft sie durch ebendiese Bedürfnisse mit den Armen.

Käme ein ungeschickter Staatsmann auf den Einfall, den Luxus aus einem großen Reiche zu verbannen, so würde dieses in Verfall geraten; einen kleinen Staat hingegen würde der Luxus zugrunde richten. Das Geld ginge dann in größerer Menge aus dem Lande, als es dahin zurückflösse; dadurch würde dieser schwache Staatskörper in eine Schwindsucht verfallen und müßte an Auszehrung sterben. Es ist also eine unumgängliche Regel für jeden Staatsmann, große und kleine Staaten nie miteinander zu verwechseln, und dagegen verstößt Machiavell in diesem Kapitel schwer.

Zuerst muß ich ihm vorwerfen, daß er den Begriff der *Freigebigkeit* zu ungenau faßt; er unterscheidet die Freigebigkeit nicht genug von der Verschwendung. Will ein Fürst, so sagt er, große Dinge ausführen, so muß er für freigebig gelten, es aber nicht sein. Ich behaupte, er muß es doch sein. Ich kenne keinen Helden, der es nicht war. Sich als geizig erweisen, heißt den Menschen sagen: »Erwartet nichts von mir; ich werde eure Dienste stets schlecht belohnen.« Damit erstickt man den natürlichen Diensteifer aller Untertanen gegenüber ihrem Fürsten.

Gewiß kann nur der Sparsame freigebig sein; nur der, welcher sein Vermögen klug verwaltet, kann anderen Gutes tun. Das Beispiel des Königs Franz I. von Frankreich ist bekannt. Sein übermäßiger Aufwand hat zu seinem Unglück viel beigetragen. Dieser König war nicht freigebig, sondern verschwenderisch, und am Ende seines Lebens verfiel er in Geiz. Anstatt ein guter Haushalter zu sein, häufte er Schätze in Kisten auf; aber nicht tote Schätze, welche dem Umlauf entzogen sind, sondern reichliche Einkünfte muß man haben.

Jeder Privatmann, jeder König, der nur Schätze aufhäuft und Geld vergräbt, versteht die Sache nicht; man muß das Geld in Umlauf bringen, um wirklich reich zu sein. Die Medici erlangten nur deshalb die Oberherrschaft, weil der große Cosimo, der Vater des Vaterlandes, der doch bloß ein Kaufmann war, geschickt und freigebig war. Jeder Geizhals ist ein beschränkter Geist. Mich dünkt, daß der Kardinal von Retz mit Recht sagt, in großen Geschäften solle man nie auf das Geld sehen <sup>1</sup>. Der Herrscher Sorge also dafür, viel Geld zur Verfügung zu haben, indem er den Handel und Gewerbefleiß seiner Untertanen begünstigt; dann wird er geliebt und geschätzt werden.

Machiavell sagt, daß die Freigebigkeit den Fürsten verächtlich mache. So könnte ein Wucherer reden. Aber soll ein Mann so reden, der den Fürsten Lehren geben will?

Ein Fürst ist, wenn ich so sagen darf, wie der Himmel, der täglich seinen Tau und Regen spendet und stets einen unerschöpflichen Vorrat davon hat, bestimmt, die Erde zu befruchten <sup>2</sup>.

---

1 Richtig! Da schlägt auch mein Herz gleich schneller. 2 Millionen als »**Flüchtlinge**« getarnte islamische Parasiten mit allem versorgen, was das Herz begehrt (auch Wohnung, Strom, Heizung, Wasser, Telefon) — dafür gibt die **Merkelregierung** jährlich gern 50 Mia € von unserem Geld aus. Mögen die dummen Deutschen, die sowieso bald aussterben, sehen, wo sie bleiben. Ihre einzige Aufgabe ist nur, dieses Geld mit ihrer Arbeit zu verdienen.

2 Dieser Satz fehlt in der I. Fassung.

[F2]



## 17. KAPITEL

### [Von der Grausamkeit und der Milde, und ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu werden]

**D**as kostbarste Pfand, das den Fürsten anvertraut ist, ist das Leben ihrer Untertanen. Ihr Amt gibt ihnen die Gewalt, die Verbrecher zum Tode zu verurteilen oder sie zu begnadigen; sie sind die höchsten Richter.

Gute Fürsten sehen diese so gepriesene Macht über das Leben ihrer Untertanen als die drückendste Last ihrer Krone an. Sie wissen, daß auch sie nur Menschen sind, wie die, über die sie das Urteil sprechen sollen. Sie wissen, daß Kränkungen, Unrecht, Beleidigung sich in dieser Welt noch gutmachen lassen, wogegen ein übereilter Todesspruch ein unersetzlicher Schade ist. Sie neigen nur deshalb zur Strenge, um eine noch schlimmere Härte, die sie voraussehen, zu vermeiden, einem Menschen vergleichbar, der sich ein krebserkranktes Glied abnehmen läßt, um durch dies schmerzhaft Operation seinen übrigen Körper zu retten.

Machiavell behandelt so ernste, so große und wichtige Gegenstände als Kleinigkeiten. Bei ihm gilt das Menschenleben nichts; der Eigennutz, sein einziger Abgott, gilt alles. Er zieht die Grausamkeit der Milde vor; er rät denen, die sich erst kürzlich zur Herrschaft emporgeschwungen haben, den Ruf der Grausamkeit zu verachten.

Henker setzen die Helden Machiavells auf den Thron und erhalten sie darauf. Braucht dieser Staatslehrer Beispiele der Grausamkeit, so ist Cesare Borgia seine beständige Zuflucht. Auch führt er ein paar Verse an, die Virgil seiner Dido in den Mund legt, aber dieses Zitat ist völlig unangebracht, denn Virgil läßt Dido reden, wie ein moderner Autor die Jokaste im »Ödipus« reden läßt. Der Dichter läßt seine Figuren so sprechen, wie es sich für ihren Charakter geziemt. Aber nicht das Ansehen einer Dido oder Jokaste muß man in einer Abhandlung über die Staatskunst herbeiholen, sondern das Beispiel geschickter und tugendhafter Männer.

Vor allem empfiehlt unser Politiker Strenge gegen die Truppen. Scipios Nachsicht stellt er Hannibals Strenge entgegen; er zieht den Karthager dem Römer vor und folgert sogleich daraus, daß die Härte das Triebrad der Ordnung und Manneszucht sei und folglich die Siege eines Heeres bewirke. Hierbei aber geht Machiavell nicht ehrlich zu Werke, denn er wählt Scipio, den mildesten aller Heerführer, als Gegenbeispiel für Hannibal und zur Rechtfertigung der Härte.

Ich gebe zu, daß die Ordnung in einem Heere ohne Strenge nicht bestehen kann, denn wie soll man Liederliche, Zügellose, Bösewichter, Feiglinge und Tollkühne, tierisch dumme und ganz mechanische Menschen im Zaume halten, wenn die Furcht vor Strafe sie nicht zu ihrer Pflicht anhielte? Alles, was ich in dieser Hinsicht von Machiavell verlange, ist Mäßigung. Wenn die Milde einen Ehrenmann zur Güte geneigt macht, so zwingt seine Weisheit ihn nicht minder zur Strenge, aber er gleicht darin einem geschickten Steuer-



mann, der die Masten und das Takelwerk seines Schiffes nur in Sturmesnot kappt. Es gibt Fälle, wo man streng sein muß, aber nie soll man grausam sein. Ich möchte am Tage einer Schlacht von meinen Soldaten mehr geliebt als gefürchtet werden.

Ich komme nun zu seinem bestechendsten Beweisgrunde. Ein Fürst, sagt er, handelt sicherer, wenn er sich Furcht, als wenn er sich Liebe erwirbt, weil die meisten Menschen zu Undank, Wankelmut, Falschheit, Feigheit und Geiz geneigt sind, weil das Band der Liebe durch die Bosheit und Niederträchtigkeit der Menschen sehr schwach geworden ist, wogegen die Furcht vor Strafe das Pflichtgefühl schärft, und weil die Liebe der Menschen von ihrem Gutdünken abhängt, nicht aber ihre Furcht, so daß ein kluger Fürst also viel mehr von sich als von anderen abhängen wird.

Ich leugne nicht, daß es Undankbare gibt, auch nicht, daß Strenge in gewissen Augenblicken sehr nützlich ist. Dennoch behaupte ich, daß jeder König, dessen Politik nur den Endzweck hat, sich gefürchtet zu machen, über elende Sklaven herrscht und daß er von seinen Untertanen nie große Taten erwarten kann. Denn alles, was aus Furcht entsprang, hat stets den Stempel der Furcht getragen. Ich behaupte, daß ein Fürst, der sich beliebt zu machen weiß, über die Herzen herrscht, denn seine Untertanen finden ihren eignen Vorteil darin, ihn zum Herrn zu haben, und es gibt in der Geschichte zahlreiche Beispiele von großen und schönen Handlungen, die aus Liebe und Zuneigung entsprungen sind. Ich behaupte ferner, daß die Mode der Revolutionen in unserer Zeit ganz abgekommen zu sein scheint. Außer England sehe ich kein Reich, wo der König von seinen Völkern das geringste zu befürchten hätte, und selbst in England hat der König nichts zu besorgen, wenn er nicht selbst das Ungewitter heraufbeschwört. Ich schliesse also, daß ein grausamer Fürst der Gefahr der Verrätereie viel eher ausgesetzt ist, als ein gutmütiger, denn die Grausamkeit ist unerträglich, und man wird des Fürchtens bald überdrüssig; die Güte aber ist stets liebenswert, und man wird es nie müde, zu lieben.

Es wäre daher für das Glück der Welt sehr zu wünschen, daß die Fürsten gut wären, ohne zu nachsichtig zu sein, damit die Güte bei ihnen stets eine Tugend bleibt und nie zur Schwäche wird.

## **18. KAPITEL**

### **[Inwiefern die Fürsten ihr Wort halten sollen]**

**D**er Lehrmeister der Tyrannei wagt zu behaupten, die Fürsten könnten die Welt durch Verstellung täuschen; hier muß ich bei meiner Widerlegung anfangen.

Man weiß, wie neugierig das Publikum ist. Es ist ein Tier, das alles sieht, alles hört und alles verbreitet. Spürt die Neugier des Publikums dem Tun und Lassen der Privatpersonen nach, so geschieht dies zum Zeitvertreib; erforscht es aber den Charakter eines Fürsten, so tut es dies zu seinem eignen Vorteil; und so sind denn die Fürsten dem Urteil der Welt mehr ausgesetzt, als alle anderen Menschen: sie gleichen den Sternen, gegen die ein gan-

zes Heer von Astronomen seine Quadranten, Fernrohre und Astrolabien gerichtet hat. Die Höflinge, welche sie beobachten machen täglich ihre Bemerkungen; *ein Blick, eine Gebärde verrät sie*; und die Völker stellen Mutmaßungen über sie an. Kurz, so wenig die Sonne ihre Flecken verbergen kann, so wenig können große Fürsten ihre Fehler und das Innere ihres Charakters den Augen so vieler Beobachter entziehen.

Wenn auch die Maske der Verstellung die natürliche Häßlichkeit eines Fürsten für eine Zeitlang verbirgt, so kann er diese Maske doch nicht beständig vorhaben. Er muß sie doch zuweilen abnehmen, und wäre es nur, um Luft zu schöpfen. Ein einziger Zufall aber genügt, um die Neugier zu befriedigen. List und Verstellung werden also vergeblich auf dem Antlitz dieses Fürsten wohnen. Man beurteilt die Menschen nicht nach ihren Worten, sondern man vergleicht ihre Taten mit ihren Reden, und dagegen sind Falschheit und Verstellung ohnmächtig. Jeder spielt nur seine natürliche Rolle gut; man muß wirklich den Charakter haben, den die Welt einem zuschreiben soll. Sonst ist man, statt das Publikum zu hintergehen, selbst der Betrogene.

Sixtus V., Philipp II., Cromwell galten in der Welt für heuchlerische und unternehmende Männer, aber nie für tugendhaft.

Um nichts besser urteilt Machiavell über die Motive, welche die Fürsten zu Betrug und Heuchelei bestimmen sollen. Die witzige, aber falsche Auslegung der Fabel vom Zentauren beweist nichts. Der Zentaur mag immerhin halb Mensch, halb Pferd gewesen sein; daraus folgt noch nicht, daß die Fürsten listig und wild sein sollten! Man muß schon sehr erpicht darauf sein, Lehren für die Tyrannei zu geben, um so schwache Gründe zu gebrauchen und sie so weit herzuholen.

Nun aber folgt eine noch falschere Schlußfolgerung als die obige. Unser Lehrer der Staatskunst sagt, ein Fürst müsse die Eigenschaften des Fuchses und des Löwen vereinigen; des Löwen, um sich der Wölfe zu erwehren, und des Fuchses, um listig zu sein, und er schließt daraus, *daß ein Fürst sein Wort nicht zu halten brauche*. Das ist doch ein Schluß ohne Vordersätze! Schämt sich der Lehrer des Verbrechens nicht, seine ruchlosen Lehrsätze so schülermäßig vorzutragen?

Wollte man Redlichkeit und Vernunft in Machiavells verwirrte Gedanken bringen, so könnte man sie etwa so formulieren: Die Welt gleicht einer Spielpartie, deren Mitspieler teils ehrlich, teils Betrüger sind. Damit nun ein Fürst, der bei dieser Partie mitspielen muß, nicht betrogen werde, so muß er wissen, wie man im Spiel betrügt, nicht etwa, um dergleichen Praktiken selbst anzuwenden, sondern um von den anderen nicht betrogen zu werden.

Kehren wir jedoch zu den Fehlschlüssen unseres Politikers zurück. »Weil alle Menschen« — so sagt er — »Bösewichter sind und immerfort ihr Wort brechen, so brauchst du ihnen das deine auch nicht zu halten.« Hier ist zunächst ein Widerspruch, denn der Verfasser sagt einen Augenblick danach, daß verstellungsfähige Menschen stets Einfältige zum Betrügen finden werden. Wie reimt sich das zusammen? Alle Menschen sind Bösewichter, und du wirst Einfältige genug finden, die du betrügen kannst.

Ebenso falsch ist es, daß die Welt nur aus Bösewichtern besteht. Man muß schon ein großer Menschenfeind sein, um zu verkennen, daß in jeder Ge-

sellschaft viele ehrliche Leute sind und daß der große Haufe weder gut noch böse ist. Hätte aber Machiavell nicht vorausgesetzt, daß die Welt voll Bösewichter sei: worauf wäre dann seine verruchte Lehre gegründet?

Aber wenn wir auch die Menschen für so böse halten, wie Machiavell es will, so würde daraus noch nicht folgen, daß wir sie nachahmen müssen. Wenn Cartouche stiehlt, raubt und mordet, so schließe ich daraus nur, daß Cartouche ein strafwürdiger Elender ist, und nicht, daß ich mein Betragen nach dem seinen richten soll. »Gäbe es keine Ehre und Tugend mehr auf der Welt,« sagt Karl der Weise, »so müßte man doch bei den Fürsten ihre Spur noch finden.«

Nachdem der Verfasser die Notwendigkeit des Verbrechens bewiesen hat, will er seine Schüler durch die Leichtigkeit, womit es begangen wird, anfeuern. »Wer die Kunst der Verstellung recht versteht,« sagt er, »der findet stets Einfältige genug, die sich betrügen lassen.« Das heißt etwa so viel wie: »Dein Nachbar ist ein Dummkopf, du aber hast Verstand; du mußt ihn also betrügen, weil er dumm ist.« Wegen solcher Sophismen sind schon manche Schüler Machiavells auf dem Richtplatze gehenkt und gerädert worden.

Aber nicht genug, daß unser Politiker, nach seiner Art zu schlußfolgern, die Leichtigkeit des Verbrechens bewiesen hat; er betont auch das Glück im Verbrechen. Nun aber war Cesare Borgia, der größte Bösewicht, der treulo-seste Mensch, Cesare Borgia, der Held Machiavells, leider sehr unglücklich. Machiavell hütet sich zwar, ihn bei dieser Gelegenheit zu erwähnen; doch er brauchte Beispiele; und woher sollte er diese nehmen, wenn nicht aus den Akten der Kriminalprozesse oder aus der Geschichte Neros und der schlimmen Päpste.

Er versichert, daß Alexander VI., der falscheste, gottloseste Mensch seiner Zeit, mit seinen Betrügereien stets Glück gehabt hätte, weil er die Leichtgläubigkeit der Menschen kannte. Ich wage zu behaupten, daß es weniger die Leichtgläubigkeit der Menschen war, als gewisse Umstände und Ereignisse, die einige Pläne dieses Papstes mir Erfolg krönten; es war der Widerstreit zwischen der französischen und der spanischen Herrschsucht, der Zwiespalt und Haß unter den italienischen Fürstenhäusern und die Schwäche Ludwigs XII.

Die Hinterlist ist sogar ein Stilfehler in der Politik, wenn man sie zu weit treibt. Ich berufe mich auf den Ausspruch eines großen Ministers, Don Louis de Haro, der von Mazarin sagte, er habe einen großen Fehler als Staatsmann, da er immer betrügen wolle. Derselbe Mazarin wollte einst den Marschall von Fabert zu einer heiklen Unterhandlung benutzen; aber dieser antwortete ihm: »Gestatten Sie, Eminenz, daß ich es ablehne, den Herzog von Savoyen zu betrügen, zumal es sich nur um eine Kleinigkeit handelt. Ich bin in der Welt als ehrlicher Mann bekannt; sparen Sie also meine Redlichkeit für eine Gelegenheit auf, wo die Wohlfahrt Frankreichs auf dem Spiele steht.«

Ich will hier nicht von der Redlichkeit, noch von der Tugend reden; ich betrachte bloß den Vorteil der Fürsten und sage, es ist eine sehr schlechte Politik, wenn sie Betrüger sind und die Welt hintergehen. Das gelingt ihnen doch nur einmal und kostet ihnen das Zutrauen aller Fürsten.

Eine gewisse Macht erklärte vor kurzem die Gründe für ihr Verhalten in einem Manifest und handelte hierauf in entgegengesetzter Weise <sup>1</sup>. Ich muß gestehen, daß so auffallende Züge jedes Zutrauen vernichten, denn je rascher der Widerspruch folgt, um so handgreiflicher ist er. Die römische Kirche hat zur Vermeidung solcher Widersprüche sehr weislich bestimmt, daß bis zur Heiligsprechung eines Menschen eine Frist von hundert Jahren seit der Zeit seines Todes verstreicht. Auf diese Weise stirbt das Andenken an ihre Fehler und Ausschweifungen mit ihnen aus. Die Zeugen ihres Lebens, die Nachteiliges gegen sie aussagen könnten, leben nicht mehr, und so steht der Heiligkeit, welche im Publikum verbreitet werden soll, nichts im Wege.

Übrigens räume ich ein, daß es Notlagen gibt, in denen ein Fürst nicht umhin kann, seine Verträge und Bündnisse zu brechen. Aber er muß sich doch als Ehrenmann von seinen Bundesgenossen trennen, indem er sie beizeiten benachrichtigt, und vor allem darf er diesen äußersten Schritt nie tun, wenn ihn nicht die Wohlfahrt seiner Völker und die größte Not dazu zwingen.

Ich will am Ende dieses Kapitels nur noch eine Bemerkung hinzufügen. Man sehe doch, wie fruchtbar sich die Laster unter Machiavells Händen vermehren! Ein ungläubiger König soll seinen Unglauben durch Heuchelei krönen. Er meint, daß die Völker von der Frömmigkeit eines Fürsten mehr gerührt, als durch die schlechte Behandlung, welche sie von ihm erdulden, empört sein werden. Manche pflichten ihm bei; ich für mein Teil glaube, daß man mit den Verirrungen der Spekulation immer Nachsicht haben muß, wenn sie nur nicht die Verderbnis des Herzens nach sich ziehen. Ich glaube, daß die Völker einen ungläubigen, aber rechtschaffenen Fürsten, der für ihr Glück sorgt, mehr lieben werden, als einen strenggläubigen, der ruchlos und böswillig ist. Nicht die Gedanken der Fürsten, sondern ihre Handlungen machen die Völker glücklich.

## 19. KAPITEL

### [Verachtung und Haß sind zu meiden]

Die Systemwut ist nicht nur das Monopol der Philosophen, sie ist auch die Torheit der Politiker geworden. Machiavell ist aufs äußerste davon angesteckt; er will durchaus beweisen, daß ein Fürst ein Betrüger und Bösewicht sein muß; das sind die Dogmen seiner Religion. Machiavell besitzt die ganze Bösartigkeit jener Ungeheuer, die Herkules bezwang, aber nicht deren Stärke; und so bedarf es denn auch nicht der Keule des herkules, um ihn zu besiegen. Denn was ist einfacher und natürlicher und für die Fürsten selbst vorteilhafter, als Güte und Gerechtigkeit? Ich glaube, man braucht nicht nach Gründen dafür zu suchen; der Politiker, der das Gegenteil behauptet, wird stets den Kürzeren ziehen.

Denn wenn er behauptet, daß ein Fürst, der fest auf seinem Throne sitzt, grausam, falsch, verräterisch usw. sein müsse, so macht er ihn ohne den geringsten Nutzen zum Bösewicht; will er aber mit all diesen Lastern einen Fürsten ausstatten, der sich erst auf den Thron schwingt, um dessen gewalt-

<sup>1</sup> Gemeint ist Kaiser Karl VI.

[F2]

same Besitzergreifung zu sichern, so erteilt er ihm einen Rat, der alle Fürsten und Freistaaten gegen diesen Fürsten in Harnisch brächte. Denn wie könnte ein Privatmann sich zur Herrschaft aufschwingen, wenn er nicht einem rechtmäßigen Herrscher seine Staaten entreißt oder die höchste Gewalt in einem Freistaate sich anmaßt? Dies ist nicht die Meinung der Fürsten Europas. Hätte Machiavell eine Sammlung von Spitzbübereien zum Gebrauche für Diebe verfaßt, er hätte kein verwerflicheres Buch schreiben können als dieses.

Indessen muß ich noch auf einige falsche Schlüsse hinweisen, die in diesem Kapitel vorkommen. Nach Machiavell macht ein Fürst sich dadurch verhaßt, daß er sich des Vermögens seiner Untertanen widerrechtlich bemächtigt und sich an der Keuschheit ihrer Weiber vergreift. Zweifellos wird ein selbstsüchtiger, ungerechter, gewalttätiger, grausamer Fürst verabscheut werden, mit der Galanterie dagegen hat es sein eignes Bewenden. Julius Cäsar, den man in Rom den Mann aller Frauen und die Frau aller Männer nannte, Ludwig XIV., der das weibliche Geschlecht sehr liebte, und König August I. von Polen, der sich mit seinen Untertanen in deren Frauen teilte, wurden wegen ihrer Liebschaften keineswegs gehaßt. Wenn Cäsar ermordet ward und die Verfechter der Freiheit ihn mit so vielen Dolchen durchbohrten, so geschah es, weil Cäsar ein Usurpator war, aber nicht wegen seiner Liebeshändel.

Vielleicht wird man mir zu Machiavells Gunsten einwenden, daß die Könige aus Rom vertrieben wurden, weil Lukrezias Keuschheit Gewalt erlitt. Ich antworte, daß nicht die Liebe des jungen Tarquinius zu Lukrezia, sondern sein gewalttätiges Benehmen bei dieser Liebe die Empörung Roms veranlaßte. Da diese Gewalttat im Volke die Erinnerung an andere, von den Tarquiniern verübte Gewalttaten wachrief, so faßte man nun den ernstesten Entschluß, sich für alle zu rächen — wenn anders Lukrezias Geschichte nicht ein Roman ist.

Ich sage dies nicht, um die Liebeshändel der Fürsten zu entschuldigen. Sie mögen moralisch verwerflich sein; ich will hier nur beweisen, daß die Herrscher sich dadurch nicht verhaßt machen. Bei guten Fürsten sieht man die Liebe als eine verzeihliche Schwäche nach, wenn sie nur nicht mit Ungeerechtigkeit gepaart ist. Man kann Liebeshändel treiben, wie Ludwig XIV., wie König Karl II. von England oder König August von Polen, aber man darf weder Lukrezia schänden, noch Pompejus töten, noch Uria umbringen <sup>1</sup>.

Nun zu einem förmlichen Widerspruch. Nach unserm Staatslehrer soll ein Fürst sich bei seinen Untertanen beliebt machen, um Verschwörungen zu entgehen; und im 17. Kapitel sagt er doch, daß ein Fürst vor allem darauf bedacht sein soll, Furcht zu erregen, weil er auf etwas, das von ihm abhängt, sicher rechnen könne, und daß dies hinsichtlich der Liebe der Völker nicht der Fall sei. Welches ist nun die wirkliche Meinung des Verfassers? Er spricht in Orakeln, man kann ihn deuten, wie man will; aber diese Orakelsprache ist, nebenbei bemerkt, die Sprache der Schelme.

Bei dieser Gelegenheit muß ich überhaupt sagen, daß Verschwörungen und Meuchelorde in der Welt nicht mehr vorkommen. Davor sind die Fürsten sicher: diese Verbrechen sind abgenutzt und aus der Mode gekommen,

---

<sup>1</sup> s. Dictionnaire [Personen](#) oder 2. Sam 11.14

und Machiavell führt sehr gute Gründe dafür an; höchstens der Fanatismus einiger Pfaffen <sup>1</sup> könnte bewirken, daß ein so abscheuliches Verbrechen aus falschem Religionseifer begangen wird. Unter dem Guten, was Machiavell gelegentlich der Verschwörungen vorbringt, sagt er etwas sehr Gutes, das aber in seinem Munde schlecht wird. »Ein Verschwörer«, sagt er, »wird durch die Furcht vor der ihm drohenden Strafe beunruhigt, und die Könige werden durch die Majestät der Herrschaft und das Ansehen der Gesetze geschützt.« Mich dünkt, daß es unserm Politiker nicht wohl ansteht, von Gesetzen zu reden, da er fortwährend nur Eigennutz, Grausamkeit, Despotismus und Thronraub im Munde führt.

Machiavell rät den Fürsten also, sich beliebt zu machen, sich deshalb in acht zu nehmen und sowohl die Gunst der Großen wie die des Volkes zu gewinnen. Mit Recht rät er ihnen, andern das aufzubürden, was ihnen den Haß eines dieser beiden Stände zuziehen könnte, und zu diesem Zweck Beamte einzusetzen, die zwischen dem Volk und den Großen Recht sprechen. Als Muster führt er die französische Regierung an. Dieser Liebhaber des Despotismus und des Thronraubes billigt also die Macht, welche ehemals die französischen Parlamente <sup>2</sup> besaßen! Mir scheint, wenn man heutzutage die Weisheit einer Regierung als Muster aufstellen kann, so ist es, ohne die andern tadeln zu wollen, die englische. Dort ist das Parlament der Schiedsrichter zwischen Volk und König, und der König hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böses zu tun.

Hierauf läßt sich Machiavell in eine lange Erörterung über die römischen Kaiser von Mark Aurel bis zu den beiden Gordianen <sup>3</sup> ein. Er schreibt den Grund für die häufigen Thronwechsel dem Feilbieten der Kaiserwürde zu; aber dies war nicht die einzige Ursache. Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho und Vitellius kamen gewaltsam ums Leben, ohne, wie Didius Julianus, Rom erkauft zu haben. Die Verkäuflichkeit des Thrones war schließlich ein Grund mehr zur Ermordung der Kaiser; aber der wahre Grund für diese Umwälzungen lag in der Art der Regierung. Die kaiserliche Leibwache war eben das geworden, was später die Mamelucken in Ägypten, die Janitscharen in der Türkei, die Strelitzen in Rußland gewesen sind. Konstantin vernichtete die Prätorianer mit großem Geschick, aber die Wirren des untergehenden Reiches setzten dessen Gebieter doch immer noch dem Meuchelmord und der Vergiftung aus. Ich will hierbei nur bemerken, daß die schlechten Kaiser eines gewaltsamen Todes starben, während Theodosius in seinem Bette starb, und daß Justinian vierundachtzig Jahre hindurch glücklich lebte.

Das ist es, worauf ich bestehe: fast nie war ein schlimmer Regent glücklich, und Augustus genoß erst dann Ruhe, als er tugendhaft geworden war. Der tyrannische Commodus, der Nachfolger des göttlichen Mark Aurel, wurde

1 Christlich motivierte Attentäter hat die Welt seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen; sie haben ihre Nachfolger in den islamischen Terroristen gefunden. Daß ihre Untaten kein genereller Menschenhaß, sondern von ihrem **Aberglauben** begründet ist, zeigt deutlich die Parole »Allahu akbar!« beim Zünden der Bombe. Islam — im 21. Jahrhundert der letzte Dreck.

2 Parlamente — also zum 10001ten Mal: im Frankreich des 18. Jahrhunderts gab es keine Parlamente, es gab die städtischen Gerichtshöfe, die sich Parlemeute nannten. Friedrich wußte das sicher, nicht aber der Herr von Oppeln—Bronikowski.

3 Ein Irrtum Friedrichs, von diesen ist nirgends die Rede.

trotz der allgemeinen Verehrung, die man für seinen Vater hegte, ermordet; Caracalla konnte sich wegen seiner Grausamkeit nicht behaupten; Alexander Severus starb durch die Verräterei des Thraziers Maximinus, der ein Riese gewesen sein soll, und als dieser Maximinus die ganze Welt durch seine Barbarei empört hatte, traf auch ihn das Los, ermordet zu werden. Machiavell behauptet zwar, man hätte ihn aus Verachtung für seine niedere Herkunft umgebracht, aber darin irrt er sehr. Ein Mann, der sich durch seinen Mut zur Kaiserwürde aufschwingt, hat keine Eltern mehr; man denkt nur an seine Macht und nicht an seine Herkunft. Pupienus war der Sohn eines Dorfschmiedes, Probus der eines Gärtners, Diokletian der eines Sklaven, Valentinian der eines Seilers, und doch wurden alle geachtet.

Franz Sforza, der Eroberer Mailands, war ein Bauer; Cromwell, der sich England unterwarf und vor dem Europa zitterte, der Sohn eines Kaufmanns; der große Mohammed, der Gründer des blühendsten Weltreichs <sup>1</sup>, war ein Handlungsdienner; Samen, der erste König von Slawonien, war ein französischer Kaufmann; der berühmte Piast, dessen Name in Polen noch verehrt wird, trug noch seine Holzschuhe an den Füßen, als er zum König gewählt ward, und lebte bis ins höchste Alter in Achtung. Wieviele Feldherren, Minister und Kanzler sind von bürgerlicher Abkunft! Europa ist voll von ihnen und ist darum nur desto glücklicher, denn diese Ämter fielen dem Verdienst zu. Ich sage das nicht, um das Blut Wittekinds, Karls des Großen und der Ottonen herabzusetzen; im Gegenteil muß ich aus mehr als aus einem Grunde das Blut der Helden lieben; noch mehr aber liebe ich das Verdienst.

Man darf hier nicht vergessen, daß Machiavell sich sehr irrt, wenn er annimmt, daß es zur Zeit des Severus genügt hätte, nachsichtig gegen die Soldaten zu sein, um sich zu behaupten; die Kaisergeschichte widerspricht ihm. Je mehr man den zuchtlosen Prätorianern nachsah, um so mehr fühlten sie ihre Macht; es war gleich gefährlich, ihnen zu schmeicheln, wie sie im Zaume halten zu wollen. Heutzutage sind die Kriegsvölker nicht zu fürchten, weil sie alle in kleine Abteilungen getrennt sind, die aufeinander achtgeben, weil die Könige alle Befehlshaber ernennen und das Ansehen des Gesetzes größer ist. Die türkischen Kaiser sind nur deshalb der seidenen Schnur so ausgesetzt, weil sie diese Staatskunst noch nicht einzuführen verstanden haben. Die Türken sind Sklaven des Sultans und dieser ist Sklave der Janitscha-

---

1 Dieses blühende Weltreich, heute die Community der islamischen Länder, hat niemals etwas entdeckt, erfunden, organisiert, weiterentwickelt oder sonstwie hervorgebracht, was dem menschlichen **Fortschritt** dient oder das Leben der Menschen leichter und angenehmer macht. Dafür spielen sich fast alle Kriege heute (2018) in der islamischen Welt ab, während die »Flüchtlinge« vorzugsweise in die zivilisierten Länder »fliehen«. Im Dezember sollen von der islamisch dominierten UNO in Marrakesch Vorschriften für die Ansiedlung von Millionen Mohammedanern in den europäischen Ländern erlassen werden (Resettlement, Relocation). Selbstverständlich werden dann auch »ihre Rechte gestärkt«, indem diese »Neubürger« (Parasiten) die gleichen Sozialleistungen (Hartz IV, kostenlose Wohnung und medizinische Versorgung) erhalten wie die arbeitende Bevölkerung der Länder, in die sie eindringen. Mohammedaner bilden »die beste Gemeinschaft, die es gibt ...«, aber Mohammeds Länder können ihre Bevölkerung nicht ernähren! Das sollen die »Ungläubigen« tun. Vertilgt diesen Islam von der Erde!

Es ist verständlich, daß sich Friedrich zu dieser Zeit, also vor der Thronübernahme, hauptsächlich mit den Themen Regieren und Erobern befaßte. Die Komplexe Fortschritt und Entwicklung wurden für ihn erst aktuell, als er in der praktischen Regierungsarbeit Fuß gefaßt hatte, nach dem Siebenjährigen Krieg waren sie dann sein Hauptthema.

ren. Im christlichen Europa aber muß ein Fürst alle Stände seiner Untertanen gleich gut behandeln, ohne solche Unterschiede zu machen, die einen Neid erregen würden, der ihnen selbst verhängnisvoll werden könnte.

Das Beispiel des Severus, das Machiavell denen, welche sich zur Herrschaft aufschwingen wollen, vorhält, ist also ebenso nachteilig, wie das Mark Aurels ihnen vorteilhaft sein kann. Aber wie kann man auch Severus, Cesare Borgia und Mark Aurel in einem Atem als Muster aufstellen? Das heißt ja, die reinste Weisheit und die Tugend mit dem schändlichsten Verbrechertum vereinigen wollen. Ich kann nicht schließen, ohne nochmals zu betonen, daß Cesare Borgia mit all seiner abgefeimten Grausamkeit ein schreckliches Ende nahm, indes der gekrönte Weltweise Mark Aurel, der stets gut, stets tugendhaft war, bis zu seinem Tode keinen Wandel des Glückes erfuhr.

## 20. KAPITEL

### **[Ob Festungen und vieles andere, was Fürsten zu tun pflegen, nützlich oder schädlich sind?]**

Die Heiden stellten den Janus mit zwei Gesichtern dar, um anzudeuten, daß er Vergangenheit und Zukunft vollkommen kenne. Das Bild dieses Gottes läßt sich im allegorischen Sinne sehr füglich [zutreffend] auf die Fürsten anwenden. Sie müssen, wie Janus, hinter sich blicken, in die Geschichte aller verflossenen Jahrhunderte, die ihnen heilsame Lehren für ihr Benehmen und ihre Pflichten geben kann; sie müssen aber auch, wie Janus, vorausschauen: ihr Scharfblick und ihre Urteilkraft muß alle Verhältnisse miteinander verknüpfen und in den heutigen Ereignissen die zukünftigen schon lesen.

Fünf Fragen stellt Machiavell den Fürsten, sowohl denen, die neue Eroberungen gemacht haben, als denen, deren Staatskunst nur der Befestigung ihres Besitzes gilt. Sehen wir zu, welchen Rat die Klugheit am besten geben kann, wenn man Vergangenheit und Zukunft miteinander verknüpft und sich stets von Vernunft und Gerechtigkeit leiten läßt.

Die erste Frage lautet: Soll ein Fürst eroberte Völker entwaffnen oder nicht? Man muß sich stets erinnern, wie sehr sich das ganze Kriegswesen seit Machiavells Zeiten verändert hat. Jetzt beruht die Verteidigung des Landes immer auf disziplinierten Heeren, die mehr oder minder stark sind; einen Haufen bewaffneter Bauern würde man gründlich verachten. Wenn bisweilen bei Belagerungen auch die Bürgerschaft zu den Waffen greift, so dulden die Belagerer dies nicht und drohen mit Bomben und Brandkugeln, um es zu hindern. Überdies scheint es der Klugheit nicht gemäß, den Bürgern einer eroberten Stadt die Waffen zu lassen, besonders wenn man von ihnen etwas zu besorgen [zu befürchten] hat.

Als die Römer Britannien erobert hatten und das Land wegen des unruhigen und kriegerischen Sinnes jener Völker nicht in Frieden halten konnten, so entschlossen sie sich, sie zu verweichlichen, um ihren streitbaren und wil-



den Sinn zu bändigen <sup>1</sup>, und dies gelang ihnen nach Wunsch. Die Korsen sind nur eine Handvoll Menschen, aber so tapfer und entschlossen wie jene Briten; man wird sie, glaube ich, nur mit Klugheit und Güte bezwingen. Um sich der Herrschaft über diese Insel zu versichern, scheint es mir unumgänglich nötig, die Einwohner zu entwaffnen und ihre Sitten zu mildern. Nebenbei bemerkt, kann man am Beispiel der Korsen sehen, welchen Mut, welche Tugend die Freiheitsliebe den Menschen verleiht, und wie gefährlich und unrecht es ist, sie zu unterdrücken.

Machiavell fragt zweitens: Soll ein Fürst nach Eroberung eines neuen Staates Vertrauen in die unter seinen neuen Untertanen setzen, die ihm zur Eroberung verholfen haben, oder in die, welche ihrem rechtmäßigen Fürsten treu geblieben sind?

Erobert man eine Stadt durch Einverständnis oder durch Verrat einiger Bürger, so wäre es sehr unvorsichtig, jenen Verrätern zu trauen, da sie den Eroberer wahrscheinlich auch verraten werden; wogegen man annehmen kann, daß die, welche ihrem alten Herrn die Treue hielten <sup>2</sup>, sie auch ihrem neuen Herrscher halten werden, denn dies sind zumeist ruhige Geister, ange-sessene [alteingesessene] Leute, die Vermögen im Lande haben und denen jede Änderung schadet. Indes soll man niemandem leichtsinnig trauen.

Gesetzt aber, daß ein unterdrücktes Volk, welches gezwungen wird, das Joch seines Tyrannen abzuwerfen, einen anderen Fürsten als Herrscher ins Land ruft, dann, glaube ich, muß dieser Fürst dem ihm entgegengebrachten Vertrauen in allen Stücken entsprechen. Täuschte er die Erwartungen derer, die ihm ihr Heiligstes anvertraut haben, so wäre das ein schändlicher Zug von Undankbarkeit, der seiner Macht und seinem Ruhme verhängnisvoll werden müßte. Wilhelm von Oranien bewies denen, welche ihm die Regierung Englands übertragen hatten, zeitlebens Freundschaft und Vertrauen, die Gegenpartei aber verließ ihr Vaterland und folgte dem König Jakob.

In den Wahlstaaten, wo die Wahlen gewöhnlich durch Ränke geschehen und der Thron für Geld feil ist, wird der neue Herrscher, was man auch sagen mag, nach seiner Thronbesteigung leicht Mittel finden, die Gegenpartei ebenso zu erkaufen, wie er die, welche ihn gewählt haben, für sich gewonnen hat. Polen liefert Beispiele dafür. Der Thron wurde dort so oft verkauft, daß es aussah, als geschähe dieser Handel auf öffentlichem Markte. Die Freigebigkeit eines Königs von Polen räumt ihm jeden Widerstand aus dem Wege. Die großen Familien kann er durch Woiwodschaften, Starosteien und andere Würden, die er ihnen verleiht, gewinnen. Da aber die Menschen für erwiesene

---

1 Das ist der Merkelschen Lumpenregierung glänzend gelungen. Der Deutsche Michel ist großteils friedlich, ja pazifistisch geworden, läßt sich alles vom **Mohammedanergesindel** gefallen, ist »tolerant« und gibt im Interesse der Integration gern nach. So etwas wie Würde ist nicht mehr vorhanden. Die glanzlose Deutsche Fußballmannschaft heißt schon lange nicht mehr **Nationalmannschaft** (Nation — das ist doch faschistisch!) sondern »die Mannschaft«, sie wird von Negern und Türken dominiert, die unsere **Nationalhymne** (aus ihrem Nationalismus!) nicht mitsingen und die Farben schwarz—rot—gold sucht man auf den Trikots vergeblich.

2 Eine Goldene Regel, die man nach der 89er Revolution beobachten konnte. Keineswegs übernahmen die Revolutionäre im Osten die Führung, sondern die Duckmäuser und Karrieristen (eine Angela Merkel, die keinen Anteil an der Revolution hatte, ein Gregor Gysi, der Rechtsanwalt in der DDR gewesen war, ein Stanislaw Tillich, der im Staatsapparat tätig gewesen war, ein Oberkonsistorialrat Stolpe ... ).

Wohltaten nur ein sehr kurzes Gedächtnis haben, so muß man sie oft wiederholen. Kurz, die Republik Polen gleicht dem Faß der Danaiden; der freigebigste König wird seine Wohltaten umsonst über sie ausschütten: befriedigen wird er sie nie. Da indessen ein König von Polen viele Gnadenstellen zu vergeben hat, so kann er sich häufige Hilfsquellen daraus schaffen, indem er nur bei solchen Gelegenheiten freigebig ist, wo er der von ihm bereicherten Familie bedarf.

Machiavells dritte Frage betrifft eigentlich die Sicherheit eines Fürsten in einem Erbreiche: ob es nämlich besser für ihn sei, Eintracht oder Zwiespalt unter seinen Untertanen zu erhalten?

Diese Frage war vielleicht in Florenz zur Zeit von Machiavells Vorfahren berechtigt; jetzt wird sie, glaube ich, kein Staatsmann ohne Einschränkung annehmen. Ich brauche nur an das schöne Gleichnis zu erinnern, durch das Menenius Agrippa das römische Volk einigte. Jedoch müssen die Republiken eine gewisse Eifersucht unter ihren Mitgliedern erhalten, denn wenn eine Partei nicht über die andere wacht, so verändert sich die Regierungsform zur Monarchie <sup>1</sup>.

Es gibt Fürsten, welche die Uneinigkeit unter ihren Ministern für ihren eignen Vorteil halten. Sie glauben weniger, von solchen betrogen zu werden, die infolge ihres gegenseitigen Hasses aufeinander aufpassen. Hat dieser Haß aber eine solche Wirkung, so hat er auch noch eine andere, sehr gefährliche, denn anstatt daß diese Minister im Dienste ihres Herrn miteinander wetteifern, werden sie, in der Absicht, einander zu schaden, sich fortwährend entgegenarbeiten und den Vorteil des Fürsten wie die Wohlfahrt der Völker in ihre Privatzwistigkeiten hineinziehen.

Nichts trägt also zur Stärkung einer Monarchie mehr bei, als die innige und unzertrennliche Eintracht unter allen ihren Gliedern. Diese zu erhalten, muß daher das Ziel eines weisen Fürsten sein.

Was ich hier auf Machiavells dritte Frage geantwortet habe, kann gewissermaßen auch zur Lösung seines vierten Problems dienen. Doch wollen wir dies noch untersuchen und mit kurzen Worten ausmachen, ob ein Fürst Parteien gegen sich selbst erregen oder ob er sich die Liebe aller seiner Untertanen erwerben soll.

Sich Feinde schaffen, um sie zu besiegen, heißt sich Ungeheuer großziehen, um sie zu bekämpfen. Weit natürlicher, vernünftiger und menschlicher ist es, sich Freunde zu machen. Glückliche die Fürsten, welche die Süßigkeit der Freundschaft kennen, glücklicher die, welche die Liebe und Zuneigung ihrer Völker verdienen.

Ich komme nun zu Machiavells letzter Frage, ob nämlich ein Fürst Festungen und Zitadellen haben muß, oder ob er sie schleifen soll?

Ich glaube, im zehnten Kapitel meine Meinung darüber in betreff der kleinen Fürsten gesagt zu haben; kommen wir jetzt zu dem, was die Könige angeht.

---

1 Genau das hat die böse alte Frau im **Bundeskanzleramt** glänzend vollbracht: Bis zum Auftreten der AfD im Bundestag wachte keine Partei über die andere, sondern alle bildeten im trauten Verein das Kartell der **Altparteien** und Frau Merkel konnte mit oder ohne Gesetze nach Belieben schalten und walten.

Zu Machiavells Zeiten war die Welt in allgemeiner Gärung; der Geist des Aufruhrs und der Empörung herrschte überall; man sah nichts als Parteien und Tyrannen. Diese häufigen und fortwährenden Erschütterungen zwangen die Fürsten, auf den Anhöhen ihr Städte Zitadellen zu erbauen, um durch dieses Mittel den unruhigen Geist der Einwohner im Zaume zu halten. Seit jenem barbarischen Zeitalter hört man nicht mehr viel von Aufruhr und Empörungen, sei es, weil die Menschen es müde geworden sind, einander zu vernichten, sei es auch, weil die Fürsten in ihren Staaten eine unumschränkte Macht ausüben. Jedenfalls kann man sagen, daß jener Geist der Unruhe, nachdem er sich abgearbeitet hat, jetzt einer ruhigeren Haltung gewichen ist, so daß man keiner Zitadellen mehr bedarf, um sich der Treue eines Landes zu versichern.

Anders steht es mit den Festungen, durch die man sich vor den Feinden sichern und die Ruhe des Staates noch mehr befestigen will. Festungen und Heere sind gleich nützlich. Denn wenn die Fürsten ihre Heere den Feinden entgegenstellen können, so können sie nach verlorenen Schlachten ihr Heer hinter den Kanonen ihrer Festungen retten; und fängt der Feind eine Belagerung einer Festung an, so gewinnen sie dadurch Zeit, sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln; ja sie können diese, wenn sie zeitig genug zusammengebracht werden, selbst dazu anwenden, daß sie den Feind zur Aufhebung der Belagerung zwingen.

Die letzten Kriege in Flandern zwischen dem Kaiser und Frankreich rückten wegen der Menge der festen Plätze nicht von der Stelle, und Schlachten zwischen 100.000 Mann hatten meist keine andere Folge, als die Einnahme von ein bis zwei Städten. In dem folgenden Feldzuge trat der Gegner, der seine Verluste unterdes ersetzt hatte, von neuem auf, und man kämpfte um dasselbe, was man im Jahre zuvor schon einmal entschieden hatte. In einem Lande mit vielen Festungen können Heere, die zwei Meilen Land einnehmen, dreißig Jahre lang Krieg führen, und wenn sie Glück haben, werden sie durch zwanzig Schlachten zehn Meilen Landes gewinnen.

In offenen Ländern hingegen entscheidet das Los einer Schlacht oder zweier Feldzüge das Geschick des Gegners und unterwirft ihm ganze Reiche. Alexander, Cäsar, Dschingiskhan, Karl XII. verdanken ihren Ruhm dem Umstande, daß sie in den Ländern, die sie eroberten, wenige feste Plätze antrafen. Der Eroberer Indiens unternahm in seinen glorreichen Feldzügen nur zwei Belagerungen; der Schiedsrichter Polens ebensoviel. Prinz Eugen, Villars, Marlborough, Luxemburg waren zwar große Feldherren, aber die Festungen nahmen ihren Erfolgen viel von ihrem Glanze. Die Franzosen kennen den Nutzen der Festungen sehr wohl. Von Brabant bis zum Dauphiné zieht sich ein doppelter Festungsgürtel; die deutsche Grenze Frankreichs gleicht einem geöffneten Löwenrachen, der zwei Reihen dräuender Zähne weist, bereit, alles zu verschlingen. Das mag genügen, um den großen Nutzen der Festungen darzutun.

## 21. KAPITEL

### [Wie ein Fürst sich zu betragen hat, um Ruhm zu erwerben]

Dieses Kapitel Machiavells enthält Gutes und Böses. Ich will zunächst seine Fehler rügen, dann bestätigen, was er Gutes und Löbliches sagt, und hierauf meine Meinung über einige Gegenstände, die sich von selbst anschließen, aussprechen.

Der Verfasser stellt das Betragen Ferdinands von Aragonien und Bernabos von Mailand als Muster für die hin, welche sich durch große Unternehmungen und durch seltene und außerordentliche Taten auszeichnen wollen. Machiavell sieht das Wunderbare in der Kühnheit der Unternehmungen und in der Schnelligkeit ihrer Ausführung. Das ist, wie ich zugebe, groß; aber lobenswert ist es nur insofern, als die Unternehmung des Eroberers gerecht ist. »Du, der sich rühmt, die Räuber auszurotten«, so sprachen die Gesandten der Skyten zu Alexander, »bist selbst der größte Räuber auf Erden; denn du hast alle Länder, welche du besiegtest, geplündert und verwüstet. Bist du ein Gott, so mußt du den Sterblichen Gutes tun, nicht aber ihnen Hab und Gut entreißen; bist du ein Mensch, so bedenke stets, was du bist.«

Ferdinand von Aragonien begnügte sich nicht immer mit dem bloßen Kriegführen, sondern er bediente sich auch der Religion zur Verschleierung seiner Absichten. Er mißbrauchte die Heiligkeit der Eide; er redete von nichts als von Gerechtigkeit und beging lauter Unrecht. Machiavell lobt an ihm all das, was an ihm getadelt wird. Als zweites Beispiel führt Machiavell den Bernabo von Mailand an, um die Fürsten zu lehren, daß sie Lohn und Strafe in auffallender Weise verteilen müssen, damit alle ihre Handlungen ein Gepräge der Größe tragen. Aber edelmütige Fürsten werden Mangel an Ruhm leiden, besonders wenn ihre Freigebigkeit aus der Größe ihrer Seele und nicht aus ihrer Eigenliebe entspringt. Ihre Güte kann sie höher erheben, als alle anderen Tugenden. Cicero sagte zu Cäsar: »Dein Glück verlieh dir nichts Größeres, als die Macht, viele Bürger zu retten, noch etwas deiner Güte Würdigeres als den Willen, dies zu tun.« Die Strafen, die ein Fürst verhängt, sollten also stets geringer sein, als die Beleidigung, die Belohnungen aber, die er erteilt, stets größer als die geleisteten Dienste.

Nun zu einem Widerspruch. Der Lehrer der Staatskunst will in diesem Kapitel, daß die Fürsten ihre Bündnisse halten sollen, und im achtzehnten Kapitel entbindet er sie förmlich ihres Wortes. Er macht es wie ein Wahrsager, der zum einen Schwarz und zum anderen Weiß sagt.

So falsch aber Machiavell auch über alles Angeführte urteilt, so richtig redet er doch über die Vorsicht, welche die Fürsten darin zeigen sollen, daß sie sich nicht leichtfertig mit anderen, mächtigeren Fürsten einlassen, die anstatt ihnen beizustehen, sie unterdrücken könnten. Das wußte ein großer deutscher Fürst wohl, der sich bei Freunden und Feinden gleiche Achtung erwarb. Die Schweden drangen in sein Land ein, als er mit seinem ganzen Hee-

re fern war, um dem Kaiser in dem Kriege zu helfen, den dieser gegen Frankreich am Niederrhein führte <sup>1</sup>. Die Minister dieses Fürsten rieten ihm bei der Kunde von dem plötzlichen Einfall, den russischen Zaren zu Hilfe zu rufen; doch der Fürst war scharfsinniger als sie: er antwortete ihnen, die Russen wären Bären, die man nicht losketten dürfe, sonst ließen sie sich ihre Ketten nicht mehr anlegen. Edelmütig [Auf seine eigene Kraft vertrauend] nahm er die Vergeltung auf sich, und er brauchte diesen Entschluß nicht zu bereuen <sup>2</sup>.

Lebte ich im nächsten Jahrhundert, so könnte ich diese Betrachtungen sicherlich noch durch neue Beispiele erweitern; nun aber kommt es mir nicht zu, über das Benehmen der lebenden Fürsten zu urteilen. Man muß auf Erden zur rechten Zeit zu schweigen und zu reden wissen.

Die Frage der Neutralität hat Machiavell ebenso richtig behandelt, wie die der Bündnisse der Fürsten. Die Erfahrung hat längst gezeigt, daß ein neutraler Fürst sein Land den Übergriffen der beiden kriegführenden Parteien aussetzt, daß seine Staaten zum Kriegsschauplatz werden und daß er durch die Neutralität stets verliert, ohne je etwas Wirkliches dabei zu gewinnen.

Zwei Wege stehen dem Fürsten offen, um sich zu vergrößern: einmal durch Eroberung, wenn ein kriegerischer Fürst die Grenzen seines Gebietes durch die Macht seiner Waffen erweitert, und zweitens durch gute Regierung, wenn ein emsiger Fürst alle die Künste und Wissenschaften fördert, wodurch seine Staaten mächtiger und gesitteter werden. Machiavells ganzes Buch handelt nur von jener ersten Art der Vergrößerung; reden wir etwas von der zweiten, die unschuldiger, gerechter und ebenso nützlich ist wie die erste.

Die zum Leben notwendigsten Künste sind Ackerbau, Handel und Industrie. Die, welche dem menschlichen Geist am meisten Ehre machen, sind Mathematik, Philosophie, Astronomie, Beredsamkeit, Poesie, Malerei, Musik, Skulptur, Baukunst und Kupferstecherei, und was man sonst noch unter dem Namen der schönen Künste versteht.

Bei der großen Verschiedenheit aller Länder liegt die Stärke der einen im Ackerbau, die der andern im Weinbau, in der Industrie oder im Handel. In manchen Ländern gedeihen alle diese Künste sogar miteinander.

Die Monarchen, welche diese sanfte und liebenswürdige Art ihrer Machterweiterung vorziehen, müssen vor allem die Natur ihres Landes studieren, um zu wissen, welche von diesen Künsten am meisten Erfolg verspricht und welche sie folglich am meisten ermuntern müssen. Die Franzosen und Spanier haben eingesehen, daß es ihnen an Handel fehlt, und aus diesem Grunde haben sie darüber nachgedacht, wie sie den der Engländer zugrunde richten können. Gelingt ihnen das, so wird Frankreich einen größeren Machtzuwachs erhalten, als durch Eroberung von zwanzig Städten und tausend Dörfern; und England wie Holland, diese beiden schönsten und reichsten Länder der Welt, würden allmählich verfallen, wie ein Kranker, der an Auszehrung stirbt.

---

1 Der große Kurfürst focht 1674 im Elsaß mit den Kaiserlichen gegen Frankreich, welches die Schweden zum Einfall in die Mark aufwiegelte [ermunterte]. [F2]

2 Die Schlacht von Fehrbellin am 18. Juni 1675, von welcher Friedrich der Große die Epoche der Erhebung Brandenburgs rechnet. [F2]

Die Länder, deren Reichtum in Wein— und Ackerbau besteht, haben zweierlei zu beobachten. Erstens den sorgfältigen Anbau alles Landes, um auch das kleinste Stück Boden nutzbar zu machen und zweitens, wie sie den Absatz immer mehr steigern, wie sie die Waren immer wohlfeiler befördern und immer teurer verkaufen können.

Die Industrie verschafft einem Staate vielleicht den größten Nutzen und Vorteil; denn durch sie befriedigt man die Bedürfnisse und den Luxus der Einwohner und zwingt selbst die Nachbarn, dem heimischen Gewerbefleiß Tribut zu zahlen [zu zollen]. Sie verhindert einerseits, daß das Geld aus dem Lande geht, und auf der andern Seite bringt sie Geld ins Land.

Ich bin stets der Meinung gewesen, daß die ungeheuren Auswanderungen der nordischen Völker, jene Züge der Goten und Vandalen, welche die Mittelmeerländer überschwemmt haben, ihren Grund zum Teil in dem Mangel an Fabriken gehabt haben. In jenen fernen Zeiten waren in Schweden, Dänemark und im größten Teile von Deutschland keine anderen Künste bekannt, als Ackerbau und Jagd. Das Ackerland war unter einer gewissen Zahl von Besitzern aufgeteilt, die es bebauten und darauf ihre Nahrung fanden. Da sich aber das Menschengeschlecht in diesen kalten Himmelsstrichen stets reichlich vermehrt hat, so bekam ein Land schließlich doppelt so viel Einwohner, als es durch Ackerbau ernähren konnte. Dann taten sich die jüngeren Söhne aus guten Häusern zusammen; die Not machte sie zu berühmten Räubern <sup>1</sup>, sie plünderten andere Länder und vertrieben deren Besitzer; und so liest man in der Geschichte des oströmischen und weströmischen Reiches, daß jene Barbaren zumeist nichts anderes verlangten, als Ackerland, um ihren Unterhalt daraus zu gewinnen. Heute sind die nordischen Länder nicht minder bevölkert als damals; da aber der Luxus unsere Bedürfnisse zum Glück vervielfältigt hat, so hat er Gewerbefleiß und alle die Künste hervorgerufen, von denen ganze Völker leben, die ohne sie hätten auswandern müssen, um ihre Nahrung zu suchen.

Diese Arten, einen Staat zur Blüte zu bringen, sind also gleichsam das Pfand, das der Weisheit des Monarchen anvertraut ist und womit er wuchern muß, damit es Nutzen bringe. Der sicherste Beweis, daß ein Land unter einer weisen und glücklichen Regierung steht, ist der, daß die Künste und Wissenschaften in seinem Schoße gedeihen; dies sind Blumen, die in fruchtbarem Erdreich und unter glücklichem Himmel gedeihen, die aber durch Dürre und rauhen Nordwind hinsterven. Nichts gibt einer Regierung mehr Glanz, als die Künste, die unter ihrem Schutze erblühen. Das Zeitalter des Perikles ist ebenso berühmt durch die großen Geister, die in Athen lebten, wie durch die Schlachten, welche die Athener damals gewannen. Das augustäische Zeitalter ist bekannter durch Cicero, Horaz, Ovid, Virgil usw., als durch die Achtserklärungen [Verbannungen] dieses grausamen Kaisers, der einen großen Teil seines Ruhmes der Leier [den Dichtungen] des Horaz verdankt. Das Zeitalter Ludwigs XIV. ist bekannter durch Corneille, Racine, Molière, Boileau, Descartes, Lebrun und Girardon, als durch den stark übertriebenen Rheinübergang, durch die Belagerungen, denen Ludwig in Person beiwohnte, und durch die

---

1 Heute nennen sie sich »**Flüchtlinge**«, wollen aber kein Ackerland, sondern »nur« ein besseres Leben auf Kosten der arbeitenden Deutschen Bevölkerung.,

Schlacht von Turin, die der Herzog von Orleans durch einen Kabinettsbefehl, den der Marschall von Marsin sich ausgewirkt hatte, verlor.

Die Könige ehren die Menschheit, indem sie die Männer, welche ihr die meiste Ehre machen, auszeichnen und belohnen, und indem sie die höheren Geister anfeuern, die sich der Vervollkommnung unserer Kenntnisse und dem Dienste der Wahrheit widmen.

Glücklich die Herrscher, die selbst diese Wissenschaften pflegen, die mit Cicero, dem römischen Consul, dem Befreier seines Vaterlandes und dem Vater der Beredsamkeit, denken: »Die Wissenschaften bilden die Jugend und sind der Reiz des reiferen Alters. Sie verleihen dem Glück größeren Glanz, trösten im Unglück, und in unserer Heimat wie in der Fremde, auf Reisen und in der Einsamkeit, zu jeder Zeit und an jedem Orte, wird durch sie unser Leben versüßt.«

Lorenzo Medici, der größte Mann seines Volkes, war der Friedensstifter Italiens und der Erneuerer der Wissenschaften, und seine Redlichkeit erwarb ihm das Zutrauen aller Fürsten. Mark Aurel, einer der größten römischen Kaiser, war ein nicht minder glücklicher Feldherr als ein großer Philosoph und verband mit seinem Studium der Moral die strengste Ausübung derselben.

Schließen wir mit diesen Worten: »Ein König, den die Gerechtigkeit leitet, hat die Welt zum Tempel, und die Guten sind dessen Priester und Opferer.

## 22. KAPITEL

### [Von den Ministern]

**E**s gibt auf Erden zwei Arten von Fürsten: die, welche alles mit eignen Augen sehen und ihre Staaten selbst regieren, und die, welche auf die Ehrlichkeit ihrer Minister vertrauen und sich von solchen leiten lassen, welche Einfluß auf ihren Geist erlangt haben.

Die Herrscher der ersten Art sind gleichsam die Seele ihrer Staaten. Die Bürde der Regierung ruht auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Sie regeln die inneren wie die auswärtigen Angelegenheiten; sie bekleiden zugleich die Ämter des obersten Richters, des Oberfeldherrn und Großschatzmeisters. Nach dem Vorbilde Gottes, der sich zur Ausführung seines Willens höherer Wesen bedient, haben sie einsichtsvolle und fleißige Männer unter sich, die ihre Pläne vollziehen und das, was sie im großen geplant haben, im einzelnen ausführen. Ihre Minister sind Werkzeuge in der Hand eines klugen und geschickten Meisters.

Die Herrscher der zweiten Art sind durch Mangel an Geistesgaben oder durch natürliche Trägheit gleichsam in Lethargie und Gleichgültigkeit getaucht. Muß der Staat, der durch die Schwäche des Herrschers schon kraftlos hinsinken will, durch die Weisheit und Kraft eines Ministers erhalten werden, so ist der Fürst nur ein Schattenbild, wenn auch ein notwendiges, denn er stellt den Staat dar. Dann ist nur zu wünschen, daß er in der Wahl seiner Minister eine glückliche Hand habe.

Ein König, der gesund genug ist und dessen Konstitution kräftig und zugleich fein genug ist, um die mühselige Kabinettsarbeit zu bewältigen, ver-

stößt gegen seine Pflicht, wenn er sich einen Premierminister nimmt; ein Fürst hingegen, dem die Natur diese Gaben versagt, verstößt gegen sich selbst wie gegen sein Volk, wenn er nicht seinen ganzen Verstand aufbietet, um einen klugen Mann auszusuchen, der die Bürde trägt, die für ihn selbst zu schwer wäre. Nicht jedermann besitzt Talente, aber jedermann hat, wenn er will, so viel Urteilkraft, um sie bei andern zu erkennen und sie zu nützen. Die allgemeinste Gabe der Menschen besteht darin, daß sie die geistige Bedeutung ihrer Mitmenschen ziemlich rasch erkennen; die schwächsten Künstler beurteilen die größten Meister sehr richtig. Der geringste Soldat weiß, was seine Offiziere taugen; die größten Minister werden von ihren Schreibern erkannt. Ein König wäre also sehr blind, wenn er den Geist derer, die er benützt, nicht erkannte. Schwieriger ist es schon, das Maß ihrer Ehrlichkeit sofort zu erkennen. Ein Unwissender kann seine Unwissenheit nicht verbergen, aber ein Intrigant kann lange einen König betrügen, den zu täuschen sein größter Vorteil ist und den er mit seinen Ränken bestrickt <sup>1</sup>.

Konnte Sixtus V. siebzig Kardinäle täuschen, die ihn doch kennen mußten, wieviel leichter fällt es da einem Privatmann, den Scharfblick seines Fürsten zu täuschen, der keinerlei Gelegenheit hatte, ihn zu durchschauen!

Ein einsichtsvoller Fürst bildet sich über den Geist und über die Fähigkeiten seiner Diener leicht ein Urteil; fast unmöglich aber ist es für ihn, ihre Uneigennützigkeit und Treue richtig zu schätzen.

Man hat oft gesehen, daß Menschen tugendhaft schienen, weil sie keine Gelegenheit hatten, ihr Inneres zu zeigen. Sobald aber ihre Tugend auf die Probe gestellt ward, haben sie der Ehrlichkeit entsagt. In Rom wußte man von Tiberius, Nero, Caligula, bevor sie den Thron bestiegen, nichts Böses, vielleicht wäre ihre Schlechtigkeit ohne Wirkung geblieben, wäre sie nicht durch Umstände an den Tag gebracht worden, die den Keim ihres schlechten Charakters entwickelten.

Es gibt Menschen, die bei vielem Verstande, großer Geschmeidigkeit und vielen Talenten die schwärzeste und undankbarste Seele besitzen; es gibt andre, denen alle guten Eigenschaften des Herzens zu eigen sind. Kluge Fürsten haben meist denen, bei welchen die Eigenschaften des Herzens überwiegen, die inneren Geschäfte des Landes anvertraut. Dagegen haben sie die Menschen von größerer Geschmeidigkeit vorgezogen, um sich ihrer bei Unterhandlungen zu bedienen. Denn da es in ihren Staaten nur auf die Aufrechterhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit ankommt, so genügt die Rechtschaffenheit; sollen aber die Nachbarn überredet und Ränke gesponnen werden, so sieht man wohl, daß die Redlichkeit hier nicht so am Platze ist als Verstand und Gewandtheit.

Mich dünkt, ein Fürst kann den Eifer seiner treuen Diener nie genug belohnen. Der Mensch besitzt ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl, das ihn zur Dankbarkeit antreibt und dem man folgen muß. Außerdem erfordert es auch der Vorteil der Großen, daß sie ebenso großmütig belohnen, als sie gnädig strafen. Sehen nämlich die Minister, daß die Tugend das Mittel zu ihrem Glück ist, so werden sie sich gewiß nicht zum Laster wenden, sondern natürlicherweise die Wohltaten ihres Herrn den fremden Bestechungen vorziehen.

1 Dieser Absatz fehlt in der I. Fassung.

[F2]



Der Weg der Gerechtigkeit und die Weltklugheit stimmen in diesem Punkt also völlig überein, und es ist ebenso unklug wie hart, die Treue der Minister durch Vorenthaltung großmütiger Belohnungen auf eine gefährliche Probe zu stellen.

Manche Fürsten verfallen in einen andern, ebenso gefährlichen Fehler: sie wechseln ihre Minister mit unglaublichem Leichtsinn und strafen das geringste Versehen in ihrem Benehmen mit zu großer Härte. Arbeiten die Minister aber unmittelbar unter den Augen des Fürsten, so können sie ihm nach einer gewissen Amtszeit ihre Fehler nicht mehr ganz verbergen; je scharfsichtiger der Fürst ist, desto leichter wird er sie erkennen.

Die Herrscher, die keine Philosophen sind, verlieren leicht die Geduld; sie sind auffahrend gegen die Schwächen ihrer Diener, stürzen sie in Ungnade und Verderben. Tiefer denkende Fürsten kennen die Menschen besser, sie wissen, daß sie alle den Stempel der Menschlichkeit [der menschlichen Schwächen] tragen, daß es auf dieser Welt nichts Vollkommenes gibt, daß die großen Eigenschaften durch große Fehler sozusagen wieder aufgewogen werden und daß ein Mann von Geist aus allem Nutzen ziehen muß. Deshalb behalten sie ihre Minister, wenn sie keine Veruntreuung begehen, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften und ziehen die, welche sie erprobt haben, den neuen vor, ungefähr wie ein geschickter Musiker lieber auf den Instrumenten spielt, deren Vorzüge und Mängel er kennt, als auf neuen, deren Güte ihm unbekannt ist.

## 23. KAPITEL

### [Wie Schmeichler zu fliehen sind]

**E**s gibt kein Moralbuch und Geschichtswerk, worin die Schwäche der Fürsten gegenüber der Schmeichelei nicht streng gerügt würde. Die Könige sollen die Wahrheit lieben, ihre Ohren sollen sich daran gewöhnen, sie zu hören. Sehr richtig; aber man verlangt nach Menschenart auch Dinge, die sich widersprechen. So sollen die Fürsten Eigenliebe genug besitzen, um den Ruhm zu lieben und große Taten zu vollbringen, und zugleich sollen sie so gleichgültig dagegen sein, daß sie auf den Lohn ihrer Arbeit verzichten; der gleiche Beweggrund soll sie anspornen, Lob zu verdienen und es zu verachten. Das heißt von der Menschheit etwas [zu] viel verlangen. Man tut ihnen viel Ehre an, wenn man annimmt, daß sie über sich selbst noch mehr Macht haben, als über andere. *Contemptus virtutis ex contemptu amae*<sup>1</sup>.

Fürsten, denen ihr Ruf gleichgültig war, sind nur Träge oder Wollüstige und Weichlinge gewesen; sie waren aus verächtlichem Stoffe gebildet, den keine Tugend beseelte. Freilich haben auch grausame Tyrannen das Lob geliebt; aber dies war bei ihnen eine verächtliche Eitelkeit, ein Laster mehr; sie begehrten Achtung und verdienten Tadel. Bei lasterhaften Fürsten ist die Schmeichelei ein tödliches Gift, das den Samen ihrer Verderbtheit mehrt; bei verdienstvollen Fürsten ist die Schmeichelei wie ein Rost, der sich an ihren

---

1 Die Verachtung der Tugend kommt aus der Verachtung des Ruhmes.

[F2]

Ruhm setzt und dessen Glanz verdunkelt. Ein Mann von Geist wird über plumpe Lobsprüche empört und weist den ungeschickten Schmeichler ab.

Eine andre Art von Schmeichelei besteht im Beschönigen der Fehler und in ihrer sophistischen Verkleinerung. Sie reicht den Leidenschaften Gründe dar; sie stellt die Härte als Gerechtigkeit hin, sie gibt der Verschwendung so völlig den Anstrich der Freigebigkeit, daß man darüber irre wird; sie bedeckt die Ausschweifung mit dem Schleier des Vergnügens und des Zeitvertreibs und vor allem bauscht sie die Laster der andern auf, um ihrem Helden eine Trophäe daraus zu errichten. Die meisten Menschen besticht diese Schmeichelei, die ihren Neigungen das Wort redet und nicht ganz lügenhaft ist. Die Menschen können die nicht mit Strenge von sich weisen, die ihnen etwas Gutes über sich sagen, wovon sie selbst überzeugt sind. Diese Schmeichelei, die sich auf etwas Wahres stützt, ist die feinste von allen; man muß einen ungemein scharfen Blick haben, um das Gran Lüge zu erkennen, das sie zur Wahrheit hinzusetzt. Sie wird einen König nicht von Dichtern, welche seine Geschichtsschreiber werden sollen, in die Laufgräben begleiten lassen; sie wird keine bombastischen Opernprologe, keine geschmacklosen Vorreden und kriechenden Episteln verfassen; sie wird einen Helden nicht mit der schwülstigen Erzählung seiner Siege blenden; aber sie wird sich in die Sprache der Empfindung kleiden, sie wird sich auf eine feine Art Eintritt verschaffen, sie wird freimütig und treuherzig auftreten. Wie kann ein großer Mann, ein Held, ein geistvoller Fürst böse werden, wenn ihm eine Wahrheit gesagt wird, welche einem Freunde gleichsam nur im lebhaften Gefühl entschlüpft? Wie konnte Ludwig XIV., der es wußte, daß schon sein Äußeres einen großen Eindruck hervorrief, und der sich der Macht dieses Eindrucks freute, böse werden, wenn ein alter Offizier, der nur zitternd und stotternd mit ihm redete, mitten in seiner Rede innehielt und sagte: »Wenigstens, Sire, zitterte ich nicht so vor Ihren Feinden«?

Die Prinzen, welche Menschen waren, bevor sie Könige wurden, können an das zurückdenken, was sie vorher gewesen sind, und werden sich dann nicht so leicht an die Lockspeise der Schmeichelei gewöhnen. Die aber, welche zeitlebens auf dem Throne gesessen haben, die sind wie die Götter mit Weihrauch genährt werden und würden dahinsiechen, wenn man ihnen die Lobsprüche entzöge.

Viel billiger scheint es mir also, die Könige zu beklagen, als sie zu verdammnen. Die Schmeichler und mehr noch die Verleumder sind es, die den Haß und die Verdammung des Publikums verdienen, sowie alle die, welche es mit den Fürsten so wenig gut meinen, daß sie ihnen die Wahrheit verbergen. Aber man soll zwischen Schmeichelei und Lob unterscheiden. Trajan wurde durch die Lobrede des Plinius zur Tugend angefeuert; Tiberius ward durch die Schmeicheleien des Senats nur im Laster bestärkt.

### [Warum die Fürsten Italiens ihre Herrschaft verloren haben]

**D**ie Sage von Kadmos, der die Zähne des von ihm besiegten Drachen in die Erde säte, woraus ein Haufe von Kriegern erwuchs, die sich gegenseitig umbrachten, ist ein Sinnbild für die italienischen Fürsten zu Machiavells Zeiten. Durch Treulosigkeiten und Verrätereien gegeneinander richteten sie sich zugrunde. Liest man die Geschichte Italiens vom Ende des fünfzehnten bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, so findet man nichts als Grausamkeiten, Empörungen, Gewalttaten, Bündnisse zur gegenseitigen Vernichtung, Thronraub, Meuchelmord, kurz, ein scheußliches Gemisch von Verbrechen, deren bloße Vorstellung Abscheu erregt.

Stieße man nach Machiavells Vorbild die Gerechtigkeit und Menschlichkeit um, so würde man die ganze Welt umkehren; die Verbrechen würden den Erdball überschwemmen und ihn in eine ungeheure Wüstenei verwandeln. Die Fürsten Italiens verloren ihre Staaten wegen ihrer Ungerechtigkeit und Barbarei; und immer werden Machiavells falsche Grundsätze diejenigen ins Verderben stürzen, die töricht genug sind, sie zu befolgen.

Ich will nichts verhehlen. Die Feigheit einiger italienischer Fürsten mag neben ihrer Schlechtigkeit zu ihrem Verderben beigetragen haben; so war die Schwäche der neapolitanischen Könige sicherlich der Grund für ihren Untergang. Sonst aber sage man mir in der Politik, was man wolle: man ziehe Schlüsse, entwerfe Systeme, führe Beispiele an, wende allen Scharfsinn auf: trotz alledem muß man zur Gerechtigkeit zurückkehren.

Ich frage, was Machiavell mit den folgenden Worten sagen will:

»Bemerkt man an einem Fürsten, der neu auf den Thron gelangt ist (d. h. an einem Usurpator), Klugheit und Tüchtigkeit, so wird man ihm mehr anhängen, als denen, welche ihre Größe nur ihrer Geburt verdanken; und das darum, weil die Gegenwart die Menschen mehr rührt als die Vergangenheit; und wenn sie dabei ihre Befriedigung finden, lassen sie es dabei bewenden.«

Glaubt Machiavell, wenn zwei Männer gleich tüchtig und klug sind, so werde ein ganzes Volk den Usurpator dem rechtmäßigen Fürsten vorziehen? Oder redet er von einem untüchtigen Fürsten und einem tapferen und fähigen Thronräuber? Der erste Fall kann hier unmöglich statthaben, denn er widerspricht den gemeinsten [grundlegendsten] Begriffen des Menschenverstandes. Die Vorliebe eines Volkes für einen Mann, der durch Gewalttat sich zu seinem Herrn aufwerfen will und der im übrigen keinen Vorzug vor seinem rechtmäßigen Herrscher hat, wäre eine Wirkung ohne Ursache.

Aber auch der zweite Fall trifft nicht zu; denn welche Eigenschaften man auch immer dem Usurpator zuschreiben möge, so wird man mir doch zugeben, daß die Gewalttat, durch die er sich zur Macht aufschwingt, eine Ungerechtigkeit ist. Was kann man von einem Menschen erwarten, der gleich

mit einem Verbrechen anfängt, wenn nicht eine gewalttätige und tyrannische Regierung? Es ist genau so, als ob ein Mann schon an seinem Hochzeitstage von einer Untreue seiner Frau erführe: dann würde er doch wohl von seiner Gattin für ihr ganzes Leben nicht viel Tugend erwarten können.

In diesem Kapitel spricht Machiavell sein eignes Urteil aus. Er sagt klar und deutlich, ohne die Liebe seines Volkes, ohne die Zuneigung der Großen und ohne ein wohldiszipliniertes Heer könne ein Fürst sich unmöglich auf dem Throne halten. Die Wahrheit zwingt ihm gleichsam diesen Tribut ab, etwa so, wie nach der Meinung der Theologen die gestürzten Engel einen Gott anerkennen, aber ihn lästern.

Um die Zuneigung des Volkes wie der Großen zu gewinnen, muß man einen Schatz an Tugend besitzen; der Fürst muß menschlich und wohlthätig sein und bei solchen Herzenseigenschaften auch die Fähigkeit zeigen, sein schweres Amt zu versehen.

Es geht mit diesem Amte wie mit allen übrigen. Bei jedem Geschäfte erwerben sich die Menschen nur dann Zutrauen, wenn sie gerecht und aufgeklärt sind. Auch die Verderbtesten wünschen stets, mit einem rechtschaffenen Menschen zu tun zu haben; auch die Unfähigsten wenden sich an den, der für den Klügsten gehalten wird. Wie? Der geringste Bürgermeister, der letzte Schöffe einer Stadt muß ehrlich und fleißig sein, wenn er Ansehen erlangen will, und die Königswürde allein wäre das Amt, wo das Laster berechtigt ist? Nein, um auch hier die Herzen zu gewinnen, muß man so sein, wie ich es gesagt habe, nicht aber, wie Machiavell es in diesem ganzen Werke lehrt: ungerrecht, grausam, ehrsüchtig und auf nichts weiter bedacht, als auf seine Vergrößerung.

So fällt also die Maske von diesem Staatskünstler, den sein Jahrhundert einen großen Mann nannte, den viele Minister zwar als gefährlich erkannten, dessen Lehren sie aber doch befolgten, dessen abscheuliche Grundsätze man den Fürsten anempfahl, dem noch niemand förmlich geantwortet hat und nach dem sich viele Staatsmänner richten, ohne es Wort haben zu wollen.

Wohl dem, der den Machiavellismus ganz aus der Welt 'schaffen könnte! Ich habe seine Selbstwidersprüche aufgedeckt; es ist Sache derer, welche die Welt regieren, sie durch ihr eignes Beispiel zu überzeugen: sie haben die Pflicht, das Publikum von den falschen Ansichten über die Staatskunst abzubringen, da diese nur ein System der Weisheit sein soll, obgleich man sie gewöhnlich für das Brevier des Betrugers hält. An ihnen liegt es, die Spitzfindigkeiten und die Treulosigkeiten aus den Verträgen zu entfernen und die Redlichkeit und Aufrichtigkeit, welche leider unter den Fürsten gar nicht mehr heimisch sind, wieder zu Ehren zu bringen. Ihre Sache ist es, zu zeigen, daß sie gar nicht die Länder ihrer Nachbarn begehren, sondern nur auf die Erhaltung ihrer eignen Staaten höchst eifersüchtig sind. Ein Fürst, der alles besitzen will, ist wie ein Magen, der sich mit Speisen überlädt, ohne zu bedenken, ob er sie auch wird verdauen können. Ein Fürst aber, der sich auf die gute Regierung seiner Staaten beschränkt, gleicht einem Manne, der mäßig ißt und dessen Magen gut verdaut.

### **[Welche Macht das Glück in den menschlichen Dingen hat, und wie man ihm widerstehen kann]**

**D**ie Frage der menschlichen Freiheit ist ein Problem, das den Verstand der Philosophen in die Enge treibt und das oft Bannflüche der Theologen erfahren hat. Die Verteidiger der Freiheit sagen, wenn die Menschen nicht frei sind, so handelt Gott in ihnen; Gott begeht folglich durch sie Mord und Diebstahl und alle Verbrechen, was aber seiner Heiligkeit offenbar zuwiderläuft. Wenn ferner das höchste Wesen der Vater des Lasters und der Urheber alles begangenen Unrechts ist, so kann man die Schuldigen nicht mehr bestrafen, und es gibt dann weder Verbrechen noch Tugenden mehr auf Erden. Da man aber eine so furchtbare Lehre sich nicht denken kann, ohne alle ihre Widersprüche zu fühlen, so gibt es keinen besseren Ausweg, als sich für die Freiheit der Menschen zu erklären.

Die Anhänger der unbedingten Notwendigkeit sagen dagegen, Gott wäre noch schlimmer als ein blinder und im Dunkeln arbeitender Handwerker, wenn er diese Welt geschaffen hätte, ohne zu wissen, was in ihr geschehen würde. Ein Uhrmacher, sagen sie, kennt die Wirkung des geringsten Rades einer Uhr, denn er weiß, welche Bewegung er ihm gegeben und zu welchem Zweck er es gemacht hat; und Gott, dieses allwissende Wesen, sollte bloß der neugierige und untätige Zuschauer der menschlichen Handlungen sein? Gott, dessen Werke alle das Gepräge der Ordnung tragen und alle gewissen unwandelbaren und beständigen Gesetzen unterworfen sind, — dieser Gott sollte dem Menschen allein seine Unabhängigkeit gelassen haben? Dann würde die Welt ja nicht mehr von der Vorsehung, sondern von der Laune der Menschen gelenkt. Da man also zwischen Schöpfer und Geschöpf wählen muß, welcher von beiden mechanisch verfährt, so ist es vernünftiger, anzunehmen, daß das schwache Wesen das mechanische ist, als das mächtige. Folglich sind Vernunft und Leidenschaften die unsichtbaren Ketten, wodurch die Hand der Vorsehung das Menschengeschlecht zu den Ereignissen lenkt, welche die ewige Weisheit beschlossen hat, und welche daher in der Welt geschehen müssen, damit jedes Individuum seine Bestimmung erfülle.

Auf diese Art gerät man in die Skylla, um der Charybdis zu entgehen <sup>1</sup>, und die Philosophen stoßen einander in den Abgrund des Widersinns, indes die Theologen im Dunkeln fechten und einander aus christlicher Liebe in aller Frömmigkeit verdammen. Beide Parteien bekriegen sich etwa in der Art, wie

---

1 Scylla und Charybdis - Scylla war ein sechsköpfiges Ungeheuer, das an einer Meerenge gegenüber der Charybdis hauste und die Vorüberfahrenden verschlang.

Charybdis - Die Charybdis war ein gestaltloses Meeresungeheuer das in der Straße von Messina lebte. Sie sog dreimal am Tag das Meerwasser ein, um es danach brüllend wieder auszustoßen. Schiffe, die in den Sog gerieten, waren verloren.

die Römer und Karthager sich bekriegten. Fürchtete man römische Heere in Afrika zu sehen, so trug man die Kriegsfackel nach Italien; und als Rom sich des gefürchteten Hannibals entledigen wollte, schickte es Scipio an der Spitze der Legionen zur Belagerung Karthagos. Philosophen, Theologen und fast alle Helden der Dialektik haben den französischen Charakter: sie greifen tapfer an, aber bei einem Verteidigungskriege sind sie verloren. Daher sagte ein witziger Kopf, Gott wäre der Vater aller Sekten, denn er habe ihnen allen gleiche Waffen und eine starke sowie eine schwache Seite verliehen.

Diese Streitfrage über die Freiheit der Menschen und über die Prädestination versetzt Machiavell aus der Metaphysik in die Politik. Dies ist aber ein fremder Boden, in dem sie nicht gedeihen kann. Denn in der Politik soll man nicht untersuchen, ob wir frei sind oder nicht, ob Glück und Zufall etwas vermögen oder nicht, sondern hier soll man nur daran denken, wie man seinen Scharfsinn und seine Vorsicht vervollkommnet.

Glück und Zufall sind leere Worte und wahrscheinlich nur aus der tiefen Unwissenheit entstanden, worin die Welt damals versunken war, als man den Wirkungen, deren Ursachen man nicht kannte, unbestimmte Namen gab. Was man im gemeinen Leben Cäsars Glück nennt, bedeutet eigentlich alle die Umstände, welche die Pläne dieses Ehrgeizigen begünstigt haben. Unter Catos Unglück versteht man die unverhofften Unfälle, die ihn betrafen, jene schlimmen Ereignisse, wo die Wirkungen so rasch auf die Ursachen folgten, daß die Klugheit sie weder voraussehen noch abwenden konnte.

Der sogenannte Zufall läßt sich am besten durch das Würfelspiel erklären. Der Zufall, so sagt man, wollte, daß ich zwölf statt sieben geworfen habe. Um diese Erscheinung physikalisch zu erklären, müßte man so gute Augen haben, um zu sehen, auf welche Art man die Würfel in den Becher getan, mit welcher Stärke, mit welchen mehr oder minder häufigen Schwenkungen der Hand man sie geschüttelt hat, so daß die Würfel sich entweder schneller oder langsamer bewegt haben. Alle diese Ursachen zusammengenommen machen das aus, was man den Zufall nennt.

Solange wir Menschen, d. h. höchst beschränkte Wesen sind, werden wir nie über die sogenannten Schicksalsschläge erhaben sein. Soviel als möglich müssen wir dem Zufall entreißen, sobald etwas geschieht. Aber unser Leben ist zu kurz, um alles wahrzunehmen, und unser Geist zu beschränkt, um alles zu überdenken.

Hier ein paar Begebenheiten, die deutlich zeigen, daß es auch der Weisheit unmöglich ist, alles vorherzusehen. Das erste ist die Geschichte der Überumpelung von Cremona durch den Prinzen Eugen, eine Unternehmung, die mit aller erdenklichen Vorsicht ins Werk gesetzt und mit beispielloser Kühnheit ausgeführt wurde. Trotzdem mißlang sie und zwar auf folgende Weise. Gegen Morgen drang der Prinz in die Stadt, und zwar durch einen Abzugskanal, welchen ein Geistlicher, mit dem er im Einverständnis war, ihm öffnete. Er hätte sich unfehlbar der Festung bemächtigt, wenn nicht zwei unverhoffte Dinge dazwischen gekommen wären.

Erstens war ein Schweizerregiment, das an jenem Morgen exerzieren sollte, früher unter den Waffen, als es sein sollte, und leistete ihm so lange Widerstand, bis die übrige Besatzung beisammen war. Zweitens verfehlte der

Führer, der den Prinzen von Vaudemont an ein Stadttor bringen sollte, das dieser zu erobern hatte, den Weg, so daß diese Abteilung zu spät kam.

Das zweite Ereignis, von dem ich reden will, ist der Separatfrieden, den England gegen Ende des spanischen Erbfolgekrieges mit Frankreich schloß. Weder Kaiser Josephs Minister noch die größten Philosophen und die geschicktesten Staatsmänner hätten je vermuten können, daß ein Paar Handschuhe das Schicksal Europas verändern würden; und doch geschah dies buchstäblich. Die Herzogin von Marlborough war zu London Oberhofmeisterin bei der Königin Anna, indes ihr Gatte in seinen flandrischen Feldzügen Lorbeeren und Reichtümer die Fülle erntete. Die Herzogin unterstützte durch die Gunst, in der sie stand, die Partie des Helden, und dieser unterstützte das Ansehen seiner Gattin durch seine Siege. Die Partei der Torys, die ihnen entgegen war und die den Frieden wünschte, war machtlos, solange die Herzogin ihre große Macht bei der Königin behielt. Sie verlor diese Gunst aber wegen einer ganz nichtigen Ursache. Die Königin und die Herzogin hatten sich gleichzeitig Handschuhe bestellt, und in ihrer Ungeduld hatte die Herzogin die Handschuhmacherin gedrängt, sie vor der Königin zu bedienen. Indes wollte auch Anna ihre Handschuhe haben. Lady Masham, eine Feindin der Lady Marlborough, berichtete der Königin alles Vorgefallene und zwar mit solcher Bosheit, daß die Königin die Herzogin fortan als eine Favoritin ansah, deren Anmaßung sie nicht mehr ertragen könne. Die Handschuhmacherin erbitterte die Königin vollends, indem sie ihr die Geschichte von den Handschuhen auf die schwärzeste Weise darstellte. So geringfügig dieser Umstand war, so glich er doch einem Sauerteig, der alles in Gärung versetzte und wodurch die völlige Ungnade vorbereitet ward. Die Torys und der Marschall de Tallard an der Spitze benutzten diesen Vorfall zu einem entscheidenden Schlage.

Die Herzogin von Marlborough wurde kurz darauf entlassen, und mit ihr fiel die Partei der Wighs und der Bundesgenossen des Kaisers. So geht das Spiel der wichtigsten Dinge in der Welt. Die Vorsehung spottet der menschlichen Weisheit und Größe, und läppische und lächerliche Ursachen verändern oft das Schicksal ganzer Reiche. In dem vorliegenden Falle wurde Ludwig XIV. durch erbärmliches Weibergezänk aus einer Verlegenheit gerettet, aus der ihn seine Klugheit, seine Macht und seine Truppen vielleicht nicht gerettet hätten; und die Verbündeten sahen sich wider Willen zum Frieden genötigt.

Solche Begebenheiten geschehen freilich nur selten, und das Beispiel derselben reicht nicht hin, um Vorsicht und Nachdenken völlig zu verwerfen. Sie gleichen den Krankheiten, welche die Gesundheit bisweilen zerrütten, deren ungeachtet die Menschen sich aber für gewöhnlich der Vorteile einer starken Konstitution erfreuen.

Diejenigen, welche die Welt regieren sollen, müssen also notwendig ihr Nachdenken und ihre Vorsicht üben. Dies ist aber noch nicht genug; denn wenn sie das Schicksal bewältigen wollen, so müssen sie auch lernen, ihr Temperament den Umständen anzupassen, und das ist sehr schwer.

Ich will hier überhaupt nur von zwei Temperamenten reden: von kühner Lebendigkeit und von bedachtsamer Langsamkeit. Da diese moralischen Beschaffenheiten eine physische Ursache haben, so ist es einem Fürsten fast un-

möglich, sich so zu beherrschen, daß er alle Farben annehmen könnte, wie ein Chamäleon. Es gibt Zeitalter, welche den Ruhm der Eroberer und jener kühnen und wagemutigen Männer begünstigen, die zur Hervorbringung von außerordentlichen Veränderungen in der Welt, von Kriegen und von Revolutionen geboren zu sein scheinen. Ein unerklärlicher Schwindelgeist, ein Geist des Mißtrauens, welcher alle Fürsten entzweit, gibt alsdann einem Eroberer die beste Gelegenheit, ihre Zwistigkeiten zu benutzen. Selbst Fernando Cortez wurde bei der Eroberung Mexikos durch die Bürgerkriege der Amerikaner [also Maya, Olmeken, Tolteken und Azteken] begünstigt.

Zu anderen Zeiten scheint die Welt ruhiger, will nur durch Sanftmut regiert werden und verlangt nur Klugheit und Vorsicht. Dann herrscht eine Art von glücklicher Windstille in der Politik, welche den Stürmen zu folgen pflegt. Dann sind Unterhandlungen wirksamer als Schlachten, und man muß mit der Feder gewinnen, was man mit dem Degen nicht erobern könnte.

Um aus allen Zeitumständen Nutzen zu ziehen, muß ein Fürst gleich einem geschickten Steuermann sich nach der Witterung zu richten wissen.

Wenn ein Heerführer zur rechten Zeit kühn und vorsichtig [zur richtigen Zeit kühn und zur richtigen Zeit vorsichtig] wäre, so wäre er fast unbeeinträchtigt. Fabius richtete den Hannibal durch sein Zaudern zugrunde. Dieser Römer wußte, daß es den Karthagern an Geld und an Nachschub fehlte, und daß er, ohne zu kämpfen, nur ruhig zuzusehen brauchte, wie das feindliche Heer zusammenschmolz, um es sozusagen an der Auszehrung sterben zu lassen. Hannibals Politik dagegen bestand darin, eine Schlacht zu liefern; seine Macht war nur zufällig [temporär], und er mußte sie daher so rasch wie möglich zu nutzen suchen, um ihr durch den Schrecken, welchen glänzende und rasche Taten verbreiten, und durch die Vorteile einer Eroberung Festigkeit zu verschaffen.

Wären im Jahre 1704 der Kurfürst von Bayern und der Marschall de Tallard nicht aus Bayern gerückt, um bis nach Blindheim und Höchstädt vorzudringen, so wären sie Herren von ganz Schwaben geblieben, denn das Heer der Alliierten konnte aus Mangel an Lebensmitteln sich in Bayern nicht lange halten und hätte sich auf den Main zurückziehen und sich trennen müssen. Es war also ein Mangel an gehöriger Vorsicht, daß der Kurfürst vom Los einer Schlacht — die ewig denkwürdig und für die deutsche Nation glorreich bleiben wird — das abhängig machte, dessen Behauptung [dessen weiterer Besitz] nur von ihm abhing. Zur Strafe für diese Unvorsichtigkeit wurden die Franzosen und Bayern gänzlich geschlagen, und sowohl Bayern wie alles Land zwischen der Oberpfalz und dem Rhein ging verloren <sup>1</sup>.

Man pflegt die Wagemutigen, die untergegangen sind, nie zu erwähnen, sondern redet nur von denen, die Erfolg gehabt haben. Es geht hiermit wie mit den Träumen und Prophezeiungen: unter tausend, die falsch waren und vergessen wurden, behält man nur die ganze kleine Zahl derer, die in Erfül-

---

1 Die 2. Schlacht von Höchstädt im Spanischen Erbfolgekrieg. Die Reichsarmee unter dem Prinzen Eugen im Bündnis mit den Engländern unter Marlborough brachten den Franzosen und Bayern eine schwere Niederlage bei. Ein weiteres Vorrücken der Franzosen auf Wien wurde so verhindert.



lung gingen. Man sollte die Ereignisse nach ihren Ursachen beurteilen, und nicht die Ursachen nach den Ereignissen.

Ich schliesse daher, daß ein Volk bei einem wagemutigen Fürsten große Gefahr läuft, daß ihm stets Ungemach bevorsteht und daß ein vorsichtiger Monarch, sei er auch zu großen Heldentaten nicht geeignet, mehr zum Herrscher geboren scheint. Der eine wagt, der andere erhält.

Sollen aber beide Fürsten große Männer sein, so müssen sie zur rechten Zeit die Welt betreten; sonst werden ihre Talente ihnen mehr schädlich als nützlich sein.

Alle vernünftigen Menschen, insonderheit die, welche der Himmel zur Regierung der anderen bestimmt hat, sollten sich einen Plan ihres Betragens vorzeichnen, der so richtig berechnet und zusammenhängend wäre, wie ein mathematischer Beweis. Das gleiche System in allem zu befolgen — das ist das Mittel, konsequent zu handeln und nie sein Ziel aus den Augen zu verlieren. Dann kann man alle Zeitumstände und Ereignisse zur Förderung seiner Pläne benutzen; alles trägt dann dazu bei, die ausgesonnenen Pläne zur Ausführung zu bringen.

Aber wer sind diese Fürsten, von denen wir so viele seltene Eigenschaften verlangen? Sie werden immer nur Menschen sein, und immer wird es wahr bleiben, daß schon ihre Natur es ihnen versagt, so vielen Pflichten zu genügen: eher noch fände man den Phönix der Dichter und die Monaden <sup>1</sup> der Metaphysiker als den Menschen nach dem Herzen Platos. Es ist recht und billig, daß die Völker sich begnügen, wenn ihre Fürsten nach Vollkommenheit *streben*. Die Vollkommensten unter ihnen werden die sein, die sich am weitesten vom Fürsten des Machiavell entfernen. Es ist recht und billig, daß man ihre Fehler erträgt, wenn Güte des Herzens und gute Absichten ihnen das Gleichgewicht halten. Man darf nie vergessen, daß auf Erden nichts vollkommen ist und daß Schwachheit und Irrtum das Erbteil aller Menschen sind. Das Land ist das glücklichste, wo gegenseitige Nachsicht zwischen dem Herrscher und den Untertanen jene Sanftmut über die Gesellschaft verbreitet, ohne die das Leben eine schwere Last und ein Jammertal wird.

## 26. KAPITEL

### [Aufruf, Italien von den Barbaren zu befreien]

**W**ir haben in diesem Werke die Falschheit von Machiavells Schlußfolgerungen gesehen, womit er uns täuschen und Bösewichter unter der Maske großer Männer vorstellen wollte.

Ich habe mich bemüht, dem Verbrechen den Tugendsschleier abzureißen, den Machiavell ihm umhing, und die Welt von dem Irrwahn über die Staatskunst der Fürsten abzubringen. Ich habe den Königen gesagt, ihre wahre Staatskunst bestehe darin, daß sie ihre Untertanen an Tugend übertreffen, damit sie nicht genötigt sind, an anderen das zu verdammen, was sie an sich selbst billigen. Ich habe gesagt, daß glänzende Taten zur Begründung ihres

---

1 Monaden - eine wirre Erfindung Leibniz', die zu nichts taugt

Ruhmes nicht hinreichen, sondern daß solche Taten erfordert werden, die das Beste der Menschheit bezwecken.

Ich will noch zwei Betrachtungen hinzufügen; die eine betrifft die Unterhandlungen und die andere die Anlässe zur Unternehmung eines Krieges, die man mit Grund gerecht nennen kann.

Die Gesandten der Fürsten an auswärtigen Höfen sind privilegierte Spione, welche auf das Tun und Lassen der Herrscher, zu denen sie geschickt worden sind, achthaben. Sie sollen deren Absichten ergründen, ihre Maßregeln durchschauen und ihre Unternehmungen vorhersehen, um ihren Herrn beizeiten davon zu benachrichtigen. Der Hauptzweck ihrer Sendung ist der, das Band der Freundschaft unter den Fürsten fester zu knüpfen; doch anstatt die Förderer des Friedens zu sein, sind sie oft die Werkzeuge des Krieges. Sie wenden Schmeichelei, Ränke und Verführung an, um den Ministern die Staatsgeheimnisse zu entlocken; die Schwachen gewinnen sie durch List, die Stolzen durch glatte Worte und die Selbstsüchtigen durch Geschenke. Kurz, sie tun bisweilen so viel Böses, als sie nur können, denn sie wähnen, aus Pflicht zu sündigen, und vor Strafe können sie sicher sein.

Gegen die Kunstgriffe dieser Spione müssen die Fürsten richtige Maßregeln treffen. Je wichtiger der Gegenstand der Unterhandlung wird, desto mehr Ursache haben sie, mit aller Strenge auf das Betragen ihrer Minister zu sehen, um zu ergründen, ob etwa ein goldener Regen ihre Tugend erweicht habe.

In den kritischen Zeiten, wo man ein Bündnis schließen will, muß die Vorsicht der Fürsten noch wachsamer sein als gewöhnlich. Sie müssen die Art der Verpflichtungen, die sie eingehen sollen, aufmerksam zergliedern, um ihre Versprechungen erfüllen zu können. Wird der Vertrag unter allen Gesichtspunkten betrachtet und werden alle Folgen daraus abgeleitet, so erscheint er ganz anders, als wenn man sich damit begnügt, ihn im ganzen zu betrachten. Was ein wirklicher Vorteil schien, zeigt sich bei näherer Untersuchung nur als elendes Palliativmittel, das den Staat ins Verderben bringt. Zu diesen Vorsichtsmaßregeln kommt noch die Sorge um die recht deutliche Fassung des Vertrages <sup>1</sup>. Der spitzfindige Grammatiker muß dem geschickten Politiker stets vorangehen, damit jeder betrügerische Unterschied zwischen dem Wort- laut und dem Sinn des Vertrages ausgeschlossen ist.

Man sollte in der Staatskunst eine Sammlung aller der Fehler, welche die Fürsten aus Übereilung begangen haben, zum Gebrauche derer veranstalten, welche Verträge oder Bündnisse abschließen wollen. Die Zeit, die sie mit dem Durchlesen dieser Sammlung verbringen, gäbe ihnen zugleich die Zeit zu Betrachtungen, die ihnen nur heilsam sein können.

Nicht alle Unterhandlungen werden durch beglaubigte Gesandte geführt; oft schickt man Leute ohne öffentlichen Charakter an einen dritten Ort, wo sie um so freier Vorschläge machen können, je weniger sie die Person ihres Herrn dadurch bloßstellen. Die Präliminarien <sup>2</sup> des letzten Friedens zwischen dem Kaiser und Frankreich kamen auf diese Weise zustande, ohne Mit-

---

1 Und auch das: Leistung und **Gegenleistung** müssen im gleichen Verhältnis stehen.  
Beispiel die 20 Millionen für den Jemen, s. Fußnote S. 51.

2 Präliminarien - Vorverhandlungen; vorläufige Abmachungen.

wissen des Reiches und der Seemächte. Diese Vereinbarung fand bei einem Grafen statt, dessen Gebiet am Rheine liegt <sup>1</sup>.

Viktor Amadeus von Savoyen, der geschickteste und listigste Fürst seiner Zeit, verstand besser als irgend jemand die Kunst, seine Absichten zu verbergen. Mehr als einmal ward Europa durch die Feinheit seiner Listen getäuscht, unter anderem, als der Marschall von Catinat, in der Kutte eines Mönches und unter dem Vorwande, für das Seelenheil dieses Fürsten zu sorgen, ihn von der Partei des Kaisers abzog und ihn zum Anhänger Frankreichs gewann. Diese Unterhandlung zwischen dem König und dem General wurde so geschickt geführt, daß das darauf erfolgte Bündnis Frankreichs mit Savoyen in den Augen Europas als das erstaunlichste politische Phänomen erschien.

Ich habe das Beispiel des Viktor Amadeus nicht aufgestellt, um sein Betragen zu rechtfertigen oder zu tadeln; ich wollte dann nur die Geschicklichkeit und die Verschwiegenheit loben, die, zu einer edlen Absicht angewandt, bei einem Monarchen durchaus nötige Eigenschaften sind.

Es ist eine allgemeine Regel, daß man zu schwierigen Verhandlungen die scharfsinnigsten Geister wählen muß. Sie müssen nicht nur verschlagen zum Ränkespinnen, nicht nur biegsam, um sich einzuschmeicheln sein, sondern auch den eindringenden Blick besitzen, der auf den Gesichtern der Menschen die Geheimnisse ihrer Herzen liest, auf daß nichts ihrem Scharfsinn entgehe und vor der Kraft ihres Urteils alles offen daliege.

Man darf List und Feinheit nicht mißbrauchen: sie sind wie Gewürze, deren zu häufiger Genuß den Gaumen stumpf macht und den feinen Gerichten schließlich allen Reiz benimmt, weil wir uns zu sehr daran gewöhnt haben. Die Rechtschaffenheit hingegen paßt überall hin. Sie gleicht den einfachen und natürlichen Speisen, die für alle Temperamente bekömmlich sind und die den Körper kräftigen, ohne ihn zu erhitzen.

Ein Fürst, dessen Aufrichtigkeit bekannt ist, wird unfehlbar das Zutrauen Europas gewinnen, er wird ohne betrügerische Ränke glücklich und allein durch seine Tugend mächtig sein. Der Friede und das Glück eines Staates sind doch der Mittelpunkt, in den alle Wege der Staatskunst münden sollen, das Ziel, welches alle Unterhandlungen haben müssen.

Europas Ruhe gründet sich vorzüglich auf die Erhaltung jenes weisen Gleichgewichts, wodurch die Übermacht einer Monarchie ihr Gegengewicht in der vereinigten Kraft einiger anderer Fürsten findet. Sollte dieses Gleichgewicht verloren gehen, so müßte man eine allgemeine Revolution befürchten; dann könnte sich vielleicht eine neue Monarchie auf den Trümmern der durch ihre Uneinigkeit zu sehr geschwächten Staaten erheben.

Die Staatskunst der europäischen Fürsten scheint also zu erfordern, daß sie nie die Verträge und Bündnisse außer acht lassen, wodurch sie dem Übergewicht einer ehrgeizigen Macht standhalten können, und sie müssen denen mißtrauen, die Uneinigkeit und Zwietracht unter sie säen wollen. Man denke an jenen Consul, der, um die Notwendigkeit der Einigkeit zu zeigen, den Schweif eines Pferdes ergriff, aber ihn mit aller seiner Anstrengung nicht ausreißen konnte. Als er jedoch Haar für Haar einzeln auszog, kam er leicht zum Ziele. Diese Lehre eignet sich ebenso für einige Herrscher der Gegen-

1 Beim Grafen von Neuwied, 1735.

[F2]

wart, wie für die Führer der römischen Legionen. Nur ihre Einigkeit kann sie furchtgebietend machen und in Europa Frieden und Ruhe erhalten.

Die Welt wäre glücklich, wenn die Unterhandlungen das einzige Mittel wären, sich Recht zu verschaffen und Frieden und Eintracht unter den Völkern wieder herzustellen. Man würde dann Gründe statt der Waffen gebrauchen, und man würde nur miteinander disputieren, anstatt einander totzuschlagen. Aber eine traurige Notwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausameren Ausweg einzuschlagen. Es gibt Fälle, wo man die Freiheit der Völker, die ein anderer ungerechterweise unterdrücken will, mit den Waffen schirmen muß, wo man mit Gewalt das durchsetzen muß, was die Unbilligkeit der Sanftmut verweigert, wo die Fürsten die Sache ihrer Völker der Entscheidung der Schlachten überlassen müssen. In solchen Fällen bewahrheitet sich der anscheinend falsche Satz, daß ein guter Krieg einen guten Frieden schafft und befestigt.

Der Anlaß macht einen Krieg gerecht oder ungerecht. Oft verblenden Ehrsucht und Leidenschaften die Augen der Fürsten und malen ihnen die gewaltsamsten Handlungen in den verlockendsten Farben. Aber der Krieg ist nur ein Ausweg in der Not; daher muß man ihn nur in verzweifelten Fällen anwenden und wohl prüfen, ob man durch eine Täuschung des Stolzes oder durch sichere Gründe dazu bewogen wird.

Es gibt Verteidigungskriege und diese sind ohne Zweifel die gerechtesten. Es gibt Kriege wegen eines Staatsinteresses, welche die Könige selbst führen müssen, um die ihnen bestrittenen Rechte zu behaupten. Sie führen dann ihren Prozeß mit bewaffneter Hand, und die Schlachten entscheiden über die Stichhaltigkeit ihrer Rechtsgründe.

Es gibt Vorbeugungskriege, und die Fürsten handeln weise, wenn sie diese unternehmen. Sie sind eigentlich Angriffskriege, aber sie sind darum nicht minder gerecht. Wenn die Übermacht eines Staates aus ihren Ufern zu treten und die Welt zu überschwemmen droht, dann ist es klug, ihr Dämme entgegenzusetzen und den Lauf des reißenden Stromes zu hemmen, solange man es noch vermag. Man sieht, wie die Wolken sich ballen, wie das Gewitter heraufzieht und die Blitze es ankünden. Kann ein Fürst, dem diese Gefahr droht, das Unwetter nicht allein abwenden, so wird er sich, wenn er weise ist, mit allen denen vereinigen, welchen die gleiche Gefahr ein gleiches Interesse gibt. Hätten die Könige von Ägypten, von Syrien und Mazedonien sich gegen die römische Macht verbündet, so wäre Rom nie imstande gewesen, diese Reiche zu stürzen. Ein weise vereinbartes Bündnis und ein mit Nachdruck geführter Krieg hätten jene ehrgeizigen Pläne vernichtet, deren Erfüllung die Welt in Fesseln schlug.

Es ist weise, das geringere Übel dem größeren vorzuziehen und den sichersten Ausweg zu wählen, um den ungewissen zu meiden. Ein Fürst tut also besser daran, einen Angriffskrieg zu unternehmen, solange ihm die Wahl zwischen dem Lorbeerkranz und dem Ölzweig noch frei steht, anstatt bis zur Zeit der Not zu warten, wo eine Kriegserklärung seine Knechtschaft und seinen Untergang nur auf kurze Zeit hinausschieben kann. Es ist ein ausgemachter Grundsatz, daß zuvorkommen besser ist, als sich zuvorkommen lassen: die großen Männer sind dabei stets wohl gefahren, wenn sie ihre Macht ge-

brauchten, bevor die Feinde Vorkehrungen treffen konnten, die ihnen die Hände gebunden und ihnen die Macht geraubt hätten.

Viele Fürsten sind in die Kriege ihrer Bundesgenossen verwickelt worden, weil sie sich verpflichtet hatten, ihnen eine gewisse Zahl von Hilfstruppen zu stellen. Da die Herrscher der Bündnisse nicht entbehren können, indem kein Staat in Europa sich aus eignen Kraft erhalten kann, so verpflichten sie sich im Falle der Not zu gegenseitiger Hilfeleistung, und dies trägt zu ihrer Sicherheit und ihrer Erhaltung bei. Der Erfolg entscheidet, welcher von den Verbündeten die Früchte des Bündnisses erntet; ein glücklicher Umstand begünstigt bald die eine, bald die andere Partei. Rechtschaffenheit und Weltklugheit fordern also gleichermaßen von den Fürsten, daß sie ihre Verträge treu und heilig halten, ja sie selbst mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erfüllen, zumal sie durch Bündnisse ihre Völker wirksamer zu schützen vermögen.

Alle Kriege also, die nur den Zweck haben, die Thronräuber zurückzuwerfen, die gesetzmäßigen Rechte zu behaupten, die allgemeine Freiheit sicherzustellen und die Gewalttaten und Bedrückungen der Ehrgeizigen zu verhindern, sind gerecht. Die Fürsten, die sie unternehmen, brauchen sich über das vergessene Blut keine Vorwürfe zu machen; sie gehorchen der Notwendigkeit, und unter solchen Umständen ist der Krieg ein kleineres Übel als der Friede.

Dieser Gegenstand führt mich von selbst auf einen gewissen Handel, der im Altertum unerhört gewesen wäre, den aber jetzt einige Fürsten mit dem Blut ihrer Untertanen treiben. Ihr Hof ist gleichsam die Versteigerungsbude, wo ihre Truppen an diejenigen, welche die meisten Subsidien zahlen, verkauft werden. Das Militär ist zum Schutze des Vaterlandes da. Wenn man es vermietet, wie man Bullenbeißer und Stiere zum Kampfe verkauft, so kehrt man, dünkt mich, sowohl den Zweck des Handels, wie den des Krieges um. Man sagt, es sei unerlaubt, heilige Sachen zu verkaufen. Wohlan: es gibt nichts Heiligeres als Menschenblut!

Religionskriege sind, sofern sie zugleich Bürgerkriege sind, fast stets eine Folge vom Unverstand eines Fürsten, der eine Sekte zur Unzeit auf Kosten einer anderen begünstigt, den öffentlichen Gottesdienst einiger Religionen zu sehr beschränkt oder zu stark erlaubt, vor allem aber dem Gezänk der Parteien zu viel Gewicht beigelegt hat. Diese Gezänke sind, wenn der Herrscher sich nicht darein mischt, nur vorübergehende Funken. Unterhält er sie aber, so werden sie zu großen Feuersbrünsten. Die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten und jedermann seine Gewissensfreiheit lassen, stets König sein und nie den Priester spielen: das ist das sicherste Mittel, um seinen Staat vor den Stürmen zu wahren, die der dogmatische Geist der Theologen beständig zu entfesseln sucht.

Auswärtige Religionskriege sind der Gipfel der Ungerechtigkeit und der Abgeschmacktheit. Aus Aachen aufzubrechen, um die Sachsen mit dem Schwert in der Hand zu bekehren, wie Karl der Große, oder eine Flotte auszurüsten, um dem Sultan von Ägypten den Vorschlag zu machen, das Christen-

tum anzunehmen, das sind recht seltsame Unternehmungen. Der Fanatismus der Kreuzzüge ist vorüber; gebe der Himmel, daß er nie wiederkehrt <sup>1</sup>!

Überhaupt ist jeder Krieg so reich an Unglück, sein Ausgang ist so unsicher und seine Folgen für ein Land so verderblich, daß die Fürsten es sich nicht genug überlegen können, bevor sie sich darauf einlassen. Die Gewalttaten, welche die Truppen in Feindesland begehen, sind nichts im Vergleich zu dem Elend, das für die Staaten der kriegführenden Fürsten selbst daraus entspringt.

Ich bin überzeugt, daß, wenn die Monarchen ein wahres Bild von all dem Elend sähen, das eine einzige Kriegserklärung über die Nation bringt, sie davon gerührt sein würden. Ihre Einbildungskraft ist nur nicht lebhaft genug, um ihnen die Leiden, die sie nicht kennen und vor denen sie ihr Stand schützt, nach der Natur zu schildern. Wie sollen sie etwas von den Steuern empfinden, welche das Volk drücken, von dem Fehlen der Jugend im Lande, die zu den Waffen geht, von den Seuchen, welche die Heere zugrunderichten, von den Greueln der Schlachten und mancher noch mörderischerer Belagerungen, von der Verzweiflung der Verwundeten, welche das feindliche Schwert einiger Gliedmaßen beraubt hat, der einzigen Werkzeuge ihres Gewerbefleißes und ihrer Ernährung, von dem Kummer der Waisen, die durch den Tod ihres Vaters die einzige Stütze ihrer Schwachheit verlieren und von dem Verlust so vieler, dem Staate nützlicher Menschen, welche der Tod vor der Zeit hingerafft hat?

Die Fürsten sind ja nur auf der Welt, um die Menschen glücklich zu machen; sie sollten es daher reiflich bedenken, bevor sie dieselben aus eitlen und nichtigen Gründen dem Schrecklichsten aussetzen, was die Menschheit kennt.

Die Herrscher, welche ihre Untertanen für Sklaven halten, opfern sie erbarmungslos auf und sehen sie unbekümmert fallen. Die Fürsten aber, welche die Menschen als ihre Brüder und das Volk als den Körper betrachten, dessen Seele sie sind, gehen sparsam mit dem Blut ihrer Untertanen um.

Zum Schlusse dieses Werkes bitte ich die Fürsten, mir über die Freimütigkeit, womit ich sie anrede, nicht zu zürnen. Ich hatte die Absicht, die Wahrheit zu sagen, zur Tugend anzufeuern und niemandem zu schmeicheln. Ich

---

1 Doch, er ist wieder da. Man holt unter der Tarnbezeichnung »humanitäre Hilfe« sogenannte »Flüchtlinge«, fast ausschließlich Mohammedaner in unser Vaterland, sogar per Shuttle über das Mittelmeer. Das nennt sich dann »**Seenotrettung**«, ist aber schlimmstes Schlepperunwesen, das man angeblich bekämpfen will. Wer mit einem Schlauchboot auf ein Weltmeer hinausfährt, ist nicht mehr voll zurechnungsfähig. Gibt er dann die Schuld an seinem nassen Grab den Deutschen, weil die Fregatte nicht rechtzeitig zur Stelle war oder überhaupt die tägliche Fluglinie Timbuktu — Frankfurt immer noch nicht eingerichtet ist, dann nennt man das Erpressung. Gottlob stehen nun die ersten Kapitäne der »Seenotretter« vor Gericht. Die internationalen Vorschriften besagen nämlich, daß aus Seenot Gerettete in den **nächstgelegenen** Hafen, also nach Libyen zu bringen sind, aber nicht ins ferne Europa.

Ich habe das Thema »Mittelmeersshuttle« in meiner 2015er Bayreuth—Inszenierung des Wagnerschen »**Holländers**« thematisiert.

Aber was tun die »Geretteten« in der neuen Heimat? Sind sie dankbar für das Parasitendasein, das sie ohne jede Gegenleistung (s. Fußnote Seite 98) führen dürfen? Nehmen sie unsere Sitten an, achten sie unsere Gesetze, unsere Justiz, unsere Polizei? Keineswegs, sie fühlen sich als die neuen **Herrenmenschen**, denen Allah unser Heimatland geschenkt hat und das sie nun in Besitz nehmen.

habe von den jetzt regierenden Fürsten eine gute Meinung und halte sie für würdig, die Wahrheit zu hören. Einem Nero, Alexander VI., Cesare Borgia und Ludwig XI. darf man sie freilich nicht sagen. Gott sei Dank finden wir solche Menschen nicht mehr unter den Fürsten Europas, und es ist ihr schönstes Lob, daß man vor ihnen alles kühnlich zu tadeln wagt, was die Königswürde herabsetzt und die Gerechtigkeit verletzt.



## Stichwortverzeichnis

<p style="text-align: center;">A</p> <p>Alexander.....52, 68, 78, 82, 102</p> <p>August.....1</p> <p style="text-align: center;">B</p> <p>Borgia.....51f.</p> <p>Bossuet.....52</p> <p style="text-align: center;">C</p> <p>Caligula.....77, 87</p> <p>Caracalla.....78</p> <p>Cäsar.....82</p> <p>Cicero.....83</p> <p>Claudius.....77</p> <p>Cromwell.....73, 78</p> <p>Cyrus.....47ff.</p> <p style="text-align: center;">D</p> <p>Dänemark.....85</p> <p>Descartes.....85</p> <p>Deutschland.....30, 56</p> <p>Diokletian.....78</p> <p>Dschingiskhan.....82</p> <p style="text-align: center;">E</p> <p>Europa.....14, 78</p> <p style="text-align: center;">F</p> <p>Fabius.....95</p> <p>Friedrich.....11, 14, 18, 24, 31f., 58, 62, 77</p> <p style="text-align: center;">G</p> <p>Galba.....77</p> <p>Gustav.....50, 68</p> <p style="text-align: center;">H</p> <p>Holland.....64</p> <p style="text-align: center;">I</p> <p>Islam.....77</p> <p>Italien.....96</p> <p style="text-align: center;">J</p> <p>Julius.....76</p>	<p style="text-align: center;">K</p> <p>Kaiser.....20</p> <p>Kardinal.....67</p> <p>Karl.....53, 82</p> <p>Konstantin.....77</p> <p>Kurfürst.....20</p> <p style="text-align: center;">L</p> <p>Litauen.....46</p> <p>Ludwig.....57, 76</p> <p>Luxemburg.....82</p> <p style="text-align: center;">M</p> <p>Mark.....86</p> <p>Marlborough.....68, 82</p> <p>Molière.....85</p> <p style="text-align: center;">N</p> <p>Nero.....77, 87</p> <p style="text-align: center;">P</p> <p>Philipp.....73</p> <p>Polen.....80</p> <p style="text-align: center;">R</p> <p>Rom.....77</p> <p>Romulus.....47, 49</p> <p style="text-align: center;">S</p> <p>Skylla.....92</p> <p>Sobieski.....50</p> <p>Spanier.....35</p> <p style="text-align: center;">T</p> <p>Theseus.....47f.</p> <p>Tiberius.....89</p> <p>Trajan.....37, 89</p> <p style="text-align: center;">V</p> <p>Valentinian.....78</p> <p>Virgil.....85</p> <p>Voltaire.....9, 18f.</p> <p style="text-align: center;">W</p> <p>Wilhelm.....80</p>
--	--